Abonnementspreis
mit der wöchentlich einmal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage Buch der Arbeit(?). Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Zeitungsliste 6606) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mindestens 3maliger Wiederholung eines Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens früh 10 Uhr selbst in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 269. | Dresden, Dienstag den 19. November 1901. | 12. Jahrg.

Zum Kampfe gegen die Lungenschwindsucht.

In den letzten Jahren wird der furchtbaren Geißel der modernen Menschheit, der Lungenschwindsucht, eine größere Aufmerksamkeit gewidmet als früher. Auf internationalen Kongressen haben die bedeutendsten Sachverständigen, Theoretiker und Praktiker, aus allen Ländern dazu Stellung genommen und eine große Zahl von mehr oder weniger umfangreichen Schriften befaßt sich mit ihr. Um so auffallender ist, daß die Gewerbeaufsichtsbeamten selbst in ihren neuesten Berichten über diese gerade für die Arbeiter so verhängnisvolle Krankheit verhältnismäßig sehr wenig Material beibringen. Leider zeichnen sich auch hier wieder unsere sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten in sehr unrühmlicher Weise aus. Sie führen auch nicht eine einzige Beobachtung an, die für den Kampf gegen die Lungenschwindsucht von Bedeutung wäre. Den andern Beamten dagegen verdanken wir wenigstens einige Thatsachen, die uns einen Einblick in diese Verhältnisse gewähren.

So ist z. B. der Gewerbeinspektor zu Cottbus mit der dortigen vereinigten Ortskrankenkasse in Verbindung getreten, um sie zu veranlassen, ihre Bücher so zu führen, daß aus ihnen jederzeit die Zahl der erkrankten männlichen, weiblichen und jugendlichen Personen zu ersehen ist. Der Vorstand der Ortskrankenkasse ist diesem Wunsche bereitwilligst entgegengekommen. Unter den Erkrankungen, das ergab nun die Statistik, stehen die Lungenerkrankungen an der ersten Stelle mit einer Häufigkeit, die weit größer ist, als die jeder anderen Erkrankung. Außerdem beträgt bei den männlichen Personen die durchschnittliche Dauer aller Erkrankungen 17 Tage, die durchschnittliche Dauer der Lungenerkrankungen dagegen 41,6 Tage; und bei weiblichen Personen beträgt die durchschnittliche Dauer aller Erkrankungen 22,4 Tage, die durchschnittliche Dauer der Lungenerkrankungen dagegen 52,7 Tage. Mithin werden die Arbeiter durch die Lungenerkrankungen weit schlimmer betroffen, als durch jede andere Erkrankung. Auch die Krankenkassen in Gera bestätigten dem dortigen Gewerbe-Inspektor, „daß die Thatsache des alljährlich ziemlich hohen Prozentsatzes an Lungen- und anderen Infektionskrankungen eine besondere Beachtung verdiene".

Wichtiger sind die Angaben, die in den Berichten über die Verbreitung der Lungenschwindsucht unter den Arbeitern der einzelnen Berufe gemacht werden. Am eingehendsten sind die furchtbaren Leiden der Steinarbeiter behandelt worden: sicher eine Folge der von den organisierten Steinarbeitern eifrig betriebenen Agitation, die bekanntlich zu der von Calwer besorgten Herausgabe einer umfangreichen Schrift über die Berufsgefahren der Steinarbeiter geführt hat. Auch die Gewerbeaufsichtsbeamten müssen gar manche traurige Beobachtung melden: Der Bericht für die Regierungsbezirke Hannover, Osnabrück und Aurich spricht von der „bei den Steinarbeitern leider häufigen Schwindsucht". — In der Bauhütte der Marienkirche in Reutlingen sind in den letzten sieben Jahren bei einem durchschnittlichen Steinhauerbestand von nur zwanzig Mann im Sommer und vierzehn im Winter an Lungenschwindsucht vier verheiratete Männer gestorben und zwei Unverheiratete schwer erkrankt, also ca. $^1/_3$ des ganzen Bestandes aufgerieben worden. Im Herzogtum Anhalt hatten nur 12 Proz. der in Arbeit stehenden Steinmetzen ein Alter von über 40 Jahren, und als Todesursache wurde dort in 75—80 Proz. der Sterbefälle die Lungenschwindsucht angegeben. In Unterfranken sterben die Steinhauer durchschnittlich im Alter von 30—40 Jahren, und in Bremen wird die durchschnittliche Lebensdauer der Steinhauer auf 36 Jahre geschätzt. Bezeichnend ist die folgende Stelle des Berichtes für Hessen: „Die Steinhauerkrankheit (Lungentuberkulose) ist auch im hiesigen Bezirke überall verbreitet und fordert alljährlich große Opfer. Unter den 80 Steinarbeitern eines 1200 Seelen zählenden Dorfes befinden sich zur Zeit 23 Empfänger von Invalidenrente infolge Lungenerkrankung. Fatalistisch kann man oft aus dem Munde von Sandsteinarbeitern selbst hören: älter wie 30 oder 40 Jahre werden wir doch nicht, die meisten von uns sterben zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre. . . . Von 112 Schulkindern eines Dorfes, dessen männliche Arbeiter vorzugsweise in Sandsteinbrüchen beschäftigt sind, erschienen etwa 70 Proz. in mehr oder weniger hohem Grade zur Tuberkulose veranlagt."

Aber auch aus einer ganzen Reihe anderer Berufe liegen Mitteilungen darüber vor, daß die Arbeiter durch ihre Berufsarbeit der Lungenschwindsucht zugetrieben werden. In dem Berichte aus Schwarzburg-Rudolstadt wird die Tuberkulose der Porzellanarbeiter erwähnt. Nach dem Berichte des Kreisphysikus in Biedenkopf, Regierungsbezirk Wiesbaden, ist eine Zunahme der Lungentuberkulose in den Gußputzereien beobachtet worden. In einer Papierfabrik des dritten württembergischen Bezirkes ereigneten sich infolge der Berufsarbeit zwei schwere Erkrankungen an Lungenentzündung und im zweiten württembergischen Bezirke wurden „einige" Fälle von Schwindsucht bei Arbeiterinnen von 17—20 Jahren ermittelt, die in einer Papierfabrik mit Lumpensortieren beschäftigt waren. Eine Untersuchung über den Gesundheitszustand der Glasschleifer hat der Gewerbeinspektor zu Glatz angestellt und dabei konstatiert, daß „alte Arbeiter sehr selten zu finden sind und Lungenschwindsucht thatsächlich häufig vorkommt". In Oldenburg treten in einzelnen Zweigen der Textilindustrie Lungenerkrankungen jährlich „in größerer Zahl auf", die Glasbläser erkranken „häufig" an Asthma und unter den Achatschleifern des Fürstentums Birkenfeld ist die „Lungenschwindsucht recht verbreitet".

Die Umstände, die den günstigen Boden für die schreckliche Krankheit schaffen, sind teilweise mit der besonderen Art der erwähnten Erwerbsarbeit verknüpft. Namentlich spielt der bei der Arbeit erzeugte Staub eine große Rolle. Es ist keine Frage, heißt es in dem Bericht für Hessen, daß die scharfkantigen, unregelmäßig geformten Staubteilchen sich in die Lungengewebe einnisten und dadurch den Boden für die Aufnahme und die Ansiedelung krankheiterregender Bazillen bereiten. Beim Sezieren einer Steinhauerlunge knirscht oft das Messer des Arztes und wird stumpf.

Auch der plötzliche Temperaturwechsel kann verderblich wirken. In manchen Textilfabriken z. B. wird mit Rücksicht auf das Fabrikat die Luft nicht nur, soweit erforderlich, erwärmt, sondern auch feucht gehalten, und ein Teil des Stoffes muß nassen und warm verarbeitet werden. Die dabei beschäftigten Arbeiter sind bei dem Verlassen der Fabrik plötzlichen Temperaturwechseln ausgesetzt. Dadurch werden solche Krankheiten verursacht, die als Vorboten der Schwindsucht bezeichnet werden können. Selbst hier macht sich aber auch die Gewissenlosigkeit manches Betriebsleiters in einer geradezu unglaublichen Weise bemerkbar. Die oben angeführten schweren Erkrankungen an Lungenentzündung in einer Papierfabrik waren dadurch hervorgerufen worden, daß man bei der großen Kälte, während die Arbeiter infolge der von der Papiermaschine aufsteigenden Dämpfe schweißgebadet dastanden, die ins Freie gehenden Thüren geöffnet hatte. Diese rücksichtslose Gefährdung der Arbeiter geschah zu dem Zweck, um mittels eines frischen Luftzugs die — Decke des Maschinensaales zu trocknen und vor dem Durchfaulen zu bewahren!!

Die übermäßige Anstrengung bei der Arbeit reibt, auch ohne weitere schädliche Einflüsse, allmählich die Kraft des Arbeiters auf und macht ihn so zur Beute der Lungenschwindsucht. Ja, selbst der beschwerliche Weg aus der Wohnung des Arbeiters zur Fabrik darf nicht gering angeschlagen werden. Unter den Momenten, die in einem bestimmten Falle als die Ursache der Lungenschwindsucht anzusehen waren, führt der Bericht für den zweiten württembergischen Bezirk auch folgendes an: „Besonders anstrengend war der Steinweg nach ihrem (der erkrankten Arbeiterin) etwa 300 Meter höher als die Fabrik liegenden Dorfe, wobei sie, auf der Höhe angelangt, vermutlich nicht selten Erkältungen bei scharfem Winde ausgesetzt war. Unter solchen Umständen kann eine vielleicht anfangs wenig beachtete Erkrankung der Atmungsorgane sich in Arbeitsräumen, in denen die Staubentwickelung für Gesunde kaum bedenkliche Folgen hat, leicht ernstlich verschlimmern."

Ebenso bedeutungsvoll wie die Arbeitsbedingungen sind die gesamten Lebensverhältnisse der Arbeiter. Immer wieder müssen die Beamten zur Erklärung der schrecklichen Gewalt, die die Schwindsucht über die Arbeiter erlangt hat, hinweisen auf die traurigen Wohnungen, die ungenügende und unzweckmäßige Ernährung, sowie auf physische und sittliche Ausschweifungen, die selbstverständlichen Folgen einer solchen elenden Lebensweise.

Deshalb muß sich auch der Kampf gegen die Lungenschwindsucht auf alle diese Mißstände richten und die Bestrebungen auf Ausbau des gesetzlichen Arbeiterschutzes und Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter umfassen. gh.

Politische Uebersicht.

Die beste der Welten.

In einem Artikel über die Arbeitslosigkeit stellte die Tägl. Rundschau jüngst der heutigen Ordnung ein vernichtendes Zeugnis aus. Resigniert gesteht sie ein, daß eine völlige Beseitigung der Arbeitslosigkeit unter den heutigen Verhältnissen einfach unmöglich ist. Sie schrieb:

Es ist immer gut und nützlich für uns Menschen, wenn wir uns gelegentlich der Grenzen unserer Kraft bewußt werden, und so sei es denn hier in aller Demut konstatiert: bei Licht besehen stehen wir trotz unserer vorgeschrittenen volkswirtschaftlichen Erkenntnis dem Problem der Arbeitslosigkeit genau so ratlos gegenüber wie vor zweieinhalb Jahrtausenden . . . . Wenn Staat und Kommune auf dem

Jack.

Roman von Alphonse Daudet.

(41. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

IV.

Zenaides Mitgift.

Im Hüttenwerk hörte Jack oft die Gesellen über Roudics Haushalt spötteln. Clarissas Verhältnis mit dem Nanteser war für niemand mehr ein Geheimnis; und durch die Trennung von einander hatte der Direktor, ohne es zu ahnen, den Skandal nur offenkundiger, den Fehltritt der Frau nur unaufhaltsam gemacht. So lange ihr Neffe in Indret geblieben war, hatte Clarissa, geschützt gegen sich selbst durch die Ehrbarkeit ihrer Umgebung, der Liebe des schönen Zeichners widerstehen können. Aber seit er in Saint-Nazaire, wo der Direktor absichtlich von Monat zu Monat seinen Aufenthalt verlängerte, hatten sich die Dinge sehr geändert. Anfangs hatte man sich geschrieben, später hatte man sich besucht.

Von Saint-Nazaire bis la Basse-Indre waren nur zwei Stunden, und von la Basse-Indre bis Indret brauchte man nur einen Arm der Loire zu überschreiten. In la Basse-Indre trafen sie sich. Der Nanteser, der bei den transatlantischen Schiffen nicht der unbeugsamen Regel des Hüttenwerkes unterworfen war, machte sich nach Belieben frei; und Clarissa hatte ihrerseits, um den Fluß bei jeder Gelegenheit zu überschreiten, den Vorwand von Einkäufen, die sie auf der Insel nicht besorgen konnte. Sie hatte ein Zimmer gemietet in einem Wirtshaus an der großen Straße, etwas außerhalb des Ortes. In Indret kannte jedermann ihr Verhältnis, man sprach offen darüber, und wenn Clarissa zur Arbeitszeit, mitten im Lärm des Hüttenwerkes, dessen niedergelassene Fahne sie gegen ihren Gatten sicherte, die große Straße hinabging, so bemerkte sie in den Augen der Männer, Beamten und Aufseher ein leises Lächeln und eine kühnere Vertraulichkeit in der Art, wie die Begegnenden sie grüßten. Auf der Schwelle der geöffneten Häuser, hinter den für eine häusliche Arbeit, ein Ausplätten oder Ausbessern hochgezogenen Vorhängen ahnte sie feindliche Gesichter, lauernde Augen. Beim Vorübergehen hörte sie leise an den Thüren flüstern: „Sie geht hin, sie geht hin."

Leider, ja. Ihre Leidenschaft war stärker als sie. Sie ging hin, begleitet von allgemeiner Verachtung, mit gesenkten Augen, schweißtriefenden Schläfen, die Stirn von Röte überzogen, welche der frische Wind der Loire nicht immer zerstreuen konnte. Aber sie ging hin.

Jack wußte das alles. Die Zeit war vorüber, da er und der kleine Madou sich den Kopf zerbrachen, um zu erfahren, was eine Cocotte sei. Die Werkstatt öffnet den Kindern schnell die Augen, verderbt sie sogar; und die Arbeiter genierten sich nicht vor ihm, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, und die beiden Brüder als „Roudic der Sänger" und „Roudic der Hahnrei" zu unterscheiden. Und sie lachten darüber; denn beim Volke macht derartige Schande lächerlich. Das alte gallische Blut will es so.

Jack dagegen lachte nicht. Er bedauerte diesen armen, so naiven, so liebenden, so verblendeten Gatten. Er bedauerte auch diese Frau, deren Schwäche und Nachlässigkeit sich selbst in der Weise, ihre Haare zu flechten, ihre Hände sinken zu lassen, bekundete, diese schweigsame Verliebte, die Euch immer um Gnade zu bitten schien. Er hätte mit ihr sprechen, ihr sagen mögen: „Sehen Sie sich vor, man belauert, man überwacht Sie." Und diesen großen, frisierten Nanteser hätte er in einem Winkel bei Seite nehmen, ihn um die Taille fassen, ihn schütteln, ihn beschämen mögen: „Geht, macht Euch fort, laßt diese Frau in Frieden!"

Aber besonders ärgerte es ihn, seinen Freund Belisar in diesen Schändlichkeiten eine Rolle spielen zu sehen. Der Hausierer, den sein Gewerbe dazu verdammte, die Straßen zu durchlaufen, diente den beiden Schuldigen, die freigebig wie alle Liebende waren, zum hinkenden Boten. Mehrmals hatte der Lehrling ihn dabei ertappt, wie er Briefe in Frau Roudics Schürze gleiten ließ und dafür etwas Geld erhielt; und er war so erbost darüber, seinen Freund zu so schändlichem Verrat die Hand bieten zu sehen, daß er seitdem jede Begegnung vermied und nicht mehr stehen blieb, um mit ihm zu plaudern. Der andere mochte immerhin sein liebenswürdigstes Lächeln schneiden, mochte immerhin von jener hübschen Dame da unten und einem gewissen Schaufelschnittchen sprechen — der magische Reiz verfing nicht mehr. „Guten Tag, guten Tag", sagte Jack, „Ein andermal, heut habe ich keine Zeit." Und er ging vorbei und ließ den Hausierer erstaunt, mit offenem Munde stehen.

Belisar war weit entfernt, das Motiv dieser Kälte zu argwöhnen. Er ahnte es so wenig, daß er eines Tages, da er mit einer eiligen Botschaft für Clarissa beauftragt war und sie nicht zu Hause getroffen hatte, den Schluß der Werkstätten abwartete und den Brief mit geheimnisvollster Miene dem Lehrling zustellte: „Für Frau Roudic. St! Nur für sie allein."

Auf dem blauen, dunn versiegelten Umschlag hatte Jack die Handschrift des Nantesers wiedererkannt. Sicherlich war er unten im Wirtshaus und erwartete sie.

„Nein," sagte der Lehrling und stieß den Brief zurück, „ich befasse mich nicht mit diesem Auftrag; und auch an Eurer Stelle würde ich lieber meine Hüte verkaufen, als ein derartiges Gewerbe treiben."

Belisar sah ihn bestürzt an.

„Ihr wißt sicherlich, was diese Briefe enthalten, die Ihr besorgt, wißt es so gut wie ich und jedermann. Und haltet Ihr es für recht, Eurerseits diesen braven Mann betrügen zu helfen?"

Das erdige Gesicht des Hausierers wurde purpurrot.

„Sie sprechen ein hartes Wort, Herr Jack. Ich habe noch nie jemanden betrogen, und jeder, der Belisar gekannt hat, wird es Ihnen bestätigen. Man giebt mir Briefe zu besorgen, ich besorge sie, nicht wahr? Das sind meine kleinen Nebenverdienste, und ich habe kein Recht, sie abzulehnen, da wir zu Hause eine zahlreiche Familie sind. Bedenkt doch! Ich habe den Alten, der nicht mehr arbeitet, und die Kinder, die erzogen werden müssen, und den Mann meiner Schwester, der krank ist. All das ist nicht sehr bequem, weiß Gott. Und das Geld ist so schwer zu verdienen. Wenn ich denke, daß ich, so lange ich umherlaufe, es noch nicht habe dahin bringen können, mir ein Paar Schuhe nach meiner Bequemlichkeit machen zu lassen, und daß ich in diesen da, die mich so schmerzen, auf den Straßen wandere! Wahrhaftig, wenn ich die Leute hätte betrügen wollen, würde ich reicher sein."

Er machte ein so ehrliches, ein so überzeugtes Gesicht, daß man ihm wahrlich nicht zürnen konnte. Jack versuchte, ihm sein Unrecht begreiflich zu machen. Verlorene Mühe! „Seine kleinen Nebenverdienste . . die Erziehung der Kinder . . der Alte, der nicht mehr arbeitete." Gestützt auf diese Argumente suchte Belisar nicht noch anderen. Seine Redlichkeit war ersichtlich nicht dieselbe wie Jacks.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Posten sind und einander in die Hände arbeiten; wenn die öffentlichen Körperschaften, die nicht um des Gewinns willen produzieren, sich auf ihr nobile officium besinnen, Musterarbeitgeber zu sein und ohne Rücksicht auf den Profit Arbeiten ausführen lassen, die sonst noch auf lange hinaus liegen bleiben würden; wenn hie und da auch der Strom der in die Industrie Abgewanderten auf die heimischen Ackergründe zurückgeleitet würde, so könnte im einzelnen damit das Uebel gewiß eingeschränkt werden. Die Armenpflege hätte weniger zu thun; so und so viel tausend Hungernde und Frierende kamen von der Straße. Aber ein Rest von Arbeitslosen würde doch bleiben.... Aber mit all dem werden wir die Arbeitslosigkeit, die uns näher und näher rückt, schwerlich ganz zu bannen vermögen; ein Rest, vermutlich ein nicht so unerheblicher, wird dennoch bleiben. Auch diesem sozialen Nachtbild müssen wir, auf Herz und Nieren geprüft, mit verschränkten Armen zusehen: Ignoramus! (Wir wissen nicht.)

Die Besitzenden mögen ja allerdings mit verschränkten Armen achselzuckend sich auf ihr „Ignoramus" beschränken können. Die aber, die von dem Uebel selbst betroffen werden oder von ihm jeden Augenblick betroffen werden können, werden aus diesem „Ignoramus" die weitere Folgerung ziehen, daß eine Ordnung, die mit dem Problem der Arbeitslosigkeit nicht fertig werden kann, nicht wert ist, zu bestehen, daß eine andere, vollkommenere an ihre Stelle treten muß. Und die vage Hoffnung der Tägl. Rundschau, daß — vielleicht! — einmal eine Zwangs-Arbeitslosenversicherung Abhilfe schaffen könne, wird das Proletariat nicht mit der „Ordnung" versöhnen. Bringt die kapitalistische Gesellschaft eine solche Einrichtung wirklich einmal zu stande, so wird sie auch niemals etwas anderes sein, als ein unzureichendes Pflaster auf einer schmerzenden, schwärenden Wunde.

Der Schrei der Arbeitslosen.

Am Montag hat Berlin seine Arbeitslosendemonstration gehabt. Acht große Versammlungen, in denen die Genossen Auer, A. Fischer, Pfannkuch, Schippel, Stadthagen, Wurm, Zubeil und Glocke sprachen, fanden am Vormittag statt. Alle acht Lokale waren stark besetzt, mehrere mußten polizeilich abgesperrt werden. Der Vorwärts schätzt die Zahl der Eingelassenen und Einlaßbegehrenden auf 15000; selbst ein gutes Bourgeoisblatt, wie die Nat.-Ztg., gesteht 10000 Besucher zu!

Die Versammlungen zeigten sämtlich das charakteristische Gepräge solcher Zusammenkünfte von Arbeitslosen. Ernst gedrückt war die Stimmung. Aber die Haltung war selbstbewußter und stolzer, als 1893 zur Zeit der Arbeitslosendemonstrationen — die politische Erziehung eines Jahrzehnts hat ihre Früchte getragen. Die Kleidung war besser, als 1893 — die Krise hat erst begonnen, damals dauerte sie schon drei Jahre. Bier wurde nur vereinzelt getrunken und auch den Luxus einer Zigarre erlaubten sich nur wenige in der Menge.

Bedeutsam war vor allem die soziale Zusammensetzung der versammelten Menge. Fast alle Anwesenden waren in der Blüte der Manneskraft stehende qualifizierte Arbeiter! Das jugendliche, das weibliche Element und die Gelegenheitsarbeiter traten dagegen sehr zurück. Die Krise hat gerade die festgestellten Arbeiter mit größter Wucht gepackt. Daß die Frauen wenig vertreten waren, das ist das „Verdienst" der Heimindustrie, in der jetzt die Arbeitslosen den letzten Rettungshafen sehen. Aber wie lange wird er noch offen sein!

In allen Versammlungen wurde eine längere Resolution angenommen, die an den Staat und an die Stadt Berlin, „da sie bisher noch keine Maßnahmen getroffen haben, um der großen Arbeitslosigkeit vorzubeugen" eine Reihe spezialisierter Forderungen richtet. Die an die Stadt lauten:

„Sofortige Inangriffnahme sämtlicher städtischer Bauten — eventuell in eigne Regie — sowie Förderung sämtlicher städtischer Arbeiten überhaupt. — Hierzu zählen wir auch die Anfertigung von Kleidungsstücken für die Beamten und für die Warten. Diese Arbeiten sind nur an solche Firmen zu vergeben, die nicht in der Hausindustrie arbeiten lassen.

Ferner hat die Stadt Berlin die Arbeiten für die bereits genehmigten Schulen, von denen die Zeichnungen da sind, ebenfalls in Angriff zu nehmen. Hier können Thüren und Fenster, sowie Schlösser und Beschläge — welche nach Zeichnung gearbeitet — im Vorrat angefertigt werden. Dadurch finden Tausende Beschäftigung. Ebenso ist die Inangriffnahme der Untergrundbahn städtischerseits sofort geboten. Für die in Aussicht genommenen Strecken sind Anschläge und Projekte schleunigst zu fördern.

Des weiteren ersuchen die Versammelten die Stadt Berlin, den Bau von Arbeiterwohnungen in eigne Regie zu übernehmen, um dem wucherischen Ausbeutungssystem der Grund- und Bodenspekulanten endlich ein Ziel zu setzen, um damit das Wohnungswesen in gesunde Bahnen einzulenken."

Vom Staat wird gefordert:

„Sämtliche projektierten Staatsbauten sofort in Angriff zu nehmen. Ferner die Anfertigung von rollendem Material unverzüglich vorzunehmen, da hierdurch die am schwersten von dem wirtschaftlichen Niedergang betroffenen Metallindustrie-Arbeiter reichlich Arbeitsgelegenheit erhalten würden."

Die Versammelten protestieren ganz energisch gegen das Rundschreiben des Eisenbahn-Ministers, durch welches die Verwaltungsorgane aufgefordert werden zur Arbeiterentlassung und die Dauer der Arbeitszeit der noch im Dienst Verbleibenden zu verlängern. Diese Maßnahmen sind im Interesse des öffentlichen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens aufs schärfste zu verurteilen.

In der ferneren Erwägung, daß die Arbeit im Interesse der gesamten kulturellen Entwickelung in geregelte Bahnen eingelenkt werden muß, ersuchen die Versammelten die Reichsregierung, dem Antrag Auer und Genossen — Schaffung von Arbeitskammern und eines Reichs-Arbeitsamts — mehr Beachtung und Entgegenkommen zu zeigen.

In weiterer Erwägung, daß bei der gegenwärtigen großen Arbeitslosigkeit eine weitere Belastung der arbeitenden Klasse durch indirekte Steuern unvermeidlich zur wirtschaftlichen Katastrophe führen muß, fordern die Versammelten die Regierung auf, dem Drängen einer kleinen Interessengruppe auf Erhöhung des Zolls der notwendigsten Lebensmittel nicht nachzugeben, sondern durch Abschluß guter Handelsverträge mit anderen Nationen die Wohlfahrt des arbeitenden Volkes, des gesamten Staatslebens zu sichern und zu fördern.

Die Arbeitslosen haben gesprochen — jetzt ist es an den Behörden, jetzt ist es an den herrschenden Klassen, zu zeigen, ob sie ausgiebig helfen wollen. Ja die Kämpfe um den Zolltarif aber wird dieser Schrei der Arbeitslosen als schmetternder Kriegsruf wider die Brotwucherer hineindröhnen!

Deutsches Reich.

Berlin, 19. November. Wie die Nat.-Ztg. bestätigt, hat der Reichskanzler die Absicht, eine sich im Reichstag „etwa" ergebende Gelegenheit zu benutzen, um sich über die Aeußerung des Ministers Chamberlain und die in der deutschen Presse laut gewordene Ansicht, daß die deutsche Regierung einen „kalten Wasserstrahl" gegen die Chamberlainsche Bemerkung hätte richten müssen, auszusprechen.

Das soll also anscheinend ein Kampf gegen zwei Fronten werden.

— Kaisertage für Krefeld. Der Kaiser wird im nächsten Jahre zur 200jährigen Jubelfeier der Zugehörigkeit der Stadt zur Krone Preußens Krefeld besuchen.

— Die Kommission für Arbeiterstatistik soll nach der Rhein.-Westf. Ztg. dem kaiserlichen Statistischen Amt eingegliedert werden. Der neuernannte Präsident Dr. Wilhelmi gehörte bekanntlich viele Jahre dieser Kommission an.

Mit dieser Schiebung will man sich vermutlich um die Schaffung eines Reichsarbeitsamtes herumdrücken.

— Zum Milchkriege wird berichtet: Abschlägig beschieden hat das Polizeipräsidium die Eingabe des Vereins Berliner Milchpächter, in welcher um eine baldige öffentliche Bekanntgebung der Ergebnisse der amtlichen Milchuntersuchungen in Berlin zwecks Widerlegung der Behauptungen der Milchzentrale über die massenhaften Milchfälschungen gebeten wird.

Warum wohl!

— Wie die Natl. Korr. hört, sind Versuche im Gange, um wieder wie bei der Beratung des 1878—79er Zolltarifs eine „interfraktionelle wirtschaftliche Vereinigung" zu stande zu bringen. Welchen Erfolg diese Bemühungen haben werden, ist zur Zeit noch nicht abzusehen.

— Die Behandlung des Genossen Bredenbeck in Dortmund durch die Polizeibehörde wird den Verein Berliner Presse in seiner Sitzung am 27. November beschäftigen. Bredenbeck, der wegen Preßvergehens angeklagt war, wurde bekanntlich mit Handschellen gefesselt öffentlich über die Straßen Dortmunds geführt. Elf Mitglieder des Vereins Berliner Presse haben folgenden Antrag eingebracht: Der Verein Berliner Presse wolle folgende Resolution beschließen: „Der Verein Berliner Presse, dem Schriftsteller aller Parteischattierungen angehören, legt entschiedensten Protest gegen die inhumane, schimpfliche Behandlung ein, die dem Redakteur der Dortmunder sozialdemokratischen Zeitung seitens der Polizeibehörde widerfahren ist. Der Verein Berliner Presse sieht in diesem Vorfall eine Herabwürdigung des gesamten Schriftstellerstandes und verlangt von den deutschen Behörden, daß sie, wie in allen Kulturstaaten üblich ist, einen Unterschied in der Behandlung machen zwischen Journalisten, die wegen Berufsvergehen in Anklagestand versetzt sind, und gemeinen Verbrechern."

— Zum Apothekenboykott der Krankenkassen hat der Staat Partei ergriffen. Der Oberpräsident hat den beiden bedeutendsten der kämpfenden Kassen, der Allgemeinen Ortskrankenkasse und der der Kaufleute, anbefohlen, innerhalb 14 Tagen den Boykott aufzuheben. Gegen diesen Entscheid giebt es kein Rechtsmittel. Der Vorwärts rät den Kassenmitgliedern, den Boykott, den Kampf gegen den Arzneiwucher inoffiziell weiterzuführen.

— Frege a. D. Der nie erblassende Vizepräsident des Reichstags hat thatsächlich jetzt sein Amt niedergelegt. Schade! Wir hätten den Mann bei den Zollberatungen so gut gebrauchen können.

Die Häkeleien zwischen den „Pflaumenweichen" und den Agrariern von der rauheren Tonart fangen schon an. Nach der Deutsch. Tagesztg. ist bekanntlich der Zolltarif, so wie er aus dem Bundesrat hervorging, schlechthin „unannehmbar". Die Kreuzztg. aber hat ihn Tags darauf als eine „gute Grundlage" für die Arbeit des Reichstages bezeichnet. Schandenhalber plaidiert sie zwar noch für einen Getreidemindestzoll von 6 M., aber man merkt ihr schon an, daß das nur ein Rückzug in Ehren ist; die Konservativen werden sich mit dem Wuchertarif zufrieden geben. Indes die Kreuzztg. ist noch nicht die Schlimmste. Die Dtsch. Tagesztg. schlägt die Hände über dem Kopf zusammen ob der Schlei. Ztg., die in einem Artikel, der gar durch Sperrdruck ausgezeichnet ist, für die Annahme des Zolltarifs in seiner jetzigen Gestalt mit Lebhaftigkeit eintritt. Erbost schreibt das Organ der Landbündler, die Schlesische suche durch die Behauptung, „daß bei allen maßvoll denkenden Landwirten, die gewiß die große Mehrheit ihres durch gesunden Menschenverstand und vaterländischen Gemeinsinn ausgezeichneten, für das Wohl des Reiches so hochbedeutsamen Standes bildeten, die Ueberzeugung mehr und mehr durchbreche, der Zolltarifentwurf entspreche den allgemeinen Interessen und Anschauungen der Mehrheitsparteien", die Forderungen der Landwirte auf eine über den Tarif hinausgehende Erhöhung der Zölle als maßlos zu diskreditieren.

Die Schles. Ztg. war auch beim Fleischbeschaugesetz das Sprachrohr der Pflaumenweichen. Wie sie damals Recht behielt, so wird sie auch diesmal Recht behalten. Die Landbündler sind im Kampfe um die Zollwucherprofite nichts als die leichte Kavallerie, die die Bewegungen des Gros verschleiert, das die entscheidenden Schläge führt. Die Kämpfer gegen den Zolltarif werden danach ihre Taktik einzurichten haben. Nicht den Hahn, Oertel und Wangenheim gilt der Kampf, sondern den „gemäßigten" Herren der konservativen Fraktion.

Der Insterburger Duell-Skandal vor Gericht. Aus Insterburg wird vom 18. November gemeldet. Vor dem Kriegsgericht der zweiten Division wurde heute über die Insterburger Duellangelegenheit verhandelt. Oberleutnant Hildebrand, welcher den Oberleutnant Blaskowitz erschossen hat, wurde wegen Zweikampfes mit tödlichem Ausgang zu zwei Jahren Festung und Leutnant v. Gredeck wegen Kartelltragens zu fünf Tagen Festung verurteilt. Den Antrag des Verteidigers, ein Gnadengesuch an den Kaiser zu richten, lehnte das Gericht ab. Während der Verhandlung wurde die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, doch durften die Vertreter der Presse im Saale bleiben, aber es wurde ihnen unter Strafandrohung zur Pflicht gemacht, **über die Art der Thätlichkeiten und Beleidigungen zu schweigen.** (!!) Aus der Verhandlung geht hervor, daß die bereits bekannten Mitteilungen über die Vorgeschichte des Duells im ganzen richtig sind. In der Hausflur war es zu Thätlichkeiten gekommen, wobei Leutnant Blaskowitz nach Angabe des Angeklagten nicht zurechnungsfähig gewesen wäre. Leutnant Hildebrand hat auf die Thätlichkeiten nicht reagiert. In seiner Wohnung hat man die Vorgänge niedergeschrieben und das Protokoll an den Ehrenrat weitergegeben, der erklärte, einen Ausgleich nicht vorschlagen zu können. Die ursprüngliche Forderung habe bis zur Kampfunfähigkeit gelautet, sei aber dann auf einmaligen Kugelwechsel gemildert worden.

Aus der Zeugenaussage eines Offiziers geht hervor, daß Leutnant Blaskowitz kurze Zeit nach dem Vorfall keine Ahnung mehr davon gehabt hat — was jedenfalls nicht für seine Zurechnungsfähigkeit spricht! Die Kritik, die an dem Fall geübt wurde, bleibt deshalb durchaus bestehen. Daß der Ehrenrat in diesem Falle erklärte, er könne keinen Ausgleich vorschlagen, beleuchtet die ganze Ungeheuerlichkeit des Duellkoder besonders scharf.

Was übrigens den Ausschluß der Oeffentlichkeit und das Schweigebot für die Presse rechtfertigen soll, das mögen die Götter wissen!

Wieder ein Duell. Aus Hannover kommt die Nachricht von einem Zweikampf zwischen einem ehemaligen Einjährigen des dort garnisonierenden Infanterie-Regiments Nr. 73 und einem Offizier desselben Regiments. Von den Duellanten wurde der Einjährige durch einen Schuß durch die Brust schwer, der Offizier durch eine Verletzung des Armes leicht verwundet. Der Affaire liegt folgender Vorgang zu Grunde. Oberleutnant v. St. saß in Zivil in einem Lokal bei Hannover. Der Einjährige (Chemiker Sch.) grüßte den ihm bekannten Offizier nicht. Von diesem zur Rede gestellt, gab er an, geglaubt zu haben, einen Offizier in Zivil nicht grüßen zu brauchen. Bei den weiteren Auseinandersetzungen brauchte der Offizier den Ausdruck „Lümmel" gegen den Einjährigen. Nach der Ent-

---

Daß Vater Roudic nichts von den Vorgängen in seinem Hause wußte, war bei seinem ganz in der Werkstatt verbrachten Leben nicht erstaunlich. Die braven Leute, die ihn umgaben, ehrten sein blindes, aus Zärtlichkeit und Naivität entsprungenes Vertrauen. Aber Zenaide, Zenaide — woran dachte sie? War sie denn nicht mehr da? hatte Argus seine Augen verloren?

Zenaide war da und sogar mehr als je, da sie seit einem Monat nicht mehr auf Tagelohn ging. Ihre guten, schlauen Augen waren auch geöffnet; sie hatten sogar einen außergewöhnlich lebhaften Glanz erhalten. Diese Augen sagten in ihrer Sprache — denn die Augen sprechen, wenn sie zufrieden sind —: „Zenaide wird sich verheiraten."

Sie sagten es nicht, sie riefen es: „Zenaide wird sich verheiraten. Zenaide hat einen Zukünftigen!"

Und meiner Treu, einen hübschen Zukünftigen, einen Zollbrigadier, mit enganschließender, grüner Uniform, einem kleinen, kriegerischen Schnurrbart und einem betreßten Käppi auf dem Ohr. In dem ganzen Hafen von Nantes, der doch sehr groß ist und an Zollbeamten keinen Mangel hat, hatte man keinen zweiten Brigadier Mangin gefunden. Es gab nur den einen, und den sollte Zenaide haben. Er kostete ihr freilich viel oder kostete wenigstens dem Vater Roudic viel. Siebzehntausend Franken in schönen Thalern und Banknoten, die der brave Mann Sou für Sou in zwanzig Jahren zusammengescharrt hatte. Siebentausend Franken! Darunter that es der Brigadier nicht. Unter diesen Bedingungen willigte er ein, an Zenaide die regelmäßigsten Züge, die schlankste Taille zu finden und ihr den Vorzug zu geben vor allen Grisetten von Nantes und den schönen Landmädeln von Noirmoutiers und Bourg-de-Batz, die ihm unablässig den Hof machten, wenn sie ihr Salz zum Zollamte trugen. Vater Roudic fand diese Ansprüche etwas hart. All seine Ersparnisse gingen dabei drauf. Und wenn er stürbe, was sollte aus Clarissa werden? Und wenn er neue Kinder bekäme? Seine Frau hatte sich bei dieser Gelegenheit sehr edelmütig gezeigt.

„Ah bah, was thut das?" sagte sie. „Du bist noch jung. Du kannst noch lange arbeiten. Wir werden sparsam sein. Geben wir ihr immerhin ihren Brigadier. Du siehst wohl, daß sie in ihn vernarrt ist."

Als verliebte Frau erriet, begriff sie die Leidenschaft.

Seit sie die Möglichkeit erkannt hatte, Frau Mangin zu werden und diesen unwiderstehlichen Brigadier zu gewinnen, verlor Zenaide darüber Appetit und Durst. Sie, die doch so Thatkräftige, vertiefte sich in Betrachtungen und endlose Träumereien, verharrte stundenlang vor ihrem Spiegel, um sich zu putzen, sich zu betrachten, und streckte sich plötzlich in komischer Verzweiflung die Zunge heraus. Das arme Mädchen täuschte sich nicht über sich selbst.

„Ich weiß sehr wohl, daß ich häßlich bin," sagte sie, „und daß mich Herr Mangin nicht wegen meiner schönen Augen nimmt. Doch das thut nichts. Wenn er mich nur erst nimmt. Dann verbürge ich mich, daß er mich hernach schon lieben soll."

Und das gute Geschöpf schüttelte leise den Kopf und lächelte mit innerer Zufriedenheit, denn sie allein wußte, welchen Schatz voll Zärtlichkeit, Geduld und Entsagung derjenige finden würde, der an ihrem Herzen schliefe. Die fixe Idee dieser Heirat, die Angst, ob sie zu stande kommen würde, die Freude der Gewißheit, als die Sache einmal abgeschlossen und das Datum festgesetzt war, hatten ihre rege Wachsamkeit abgelenkt. Ueberdies weilte der Nanteser nicht mehr in Judret. Auch hatte sich Clarissa bei dieser Gelegenheit so gütig bewiesen, daß Zenaide darüber ihren Argwohn ein wenig vergessen hatte. Und dann — man ist doch erst Weib, dann Tochter. Zuweilen, wenn sie ihre Aussteuer nähte oder ihr Hochzeitskleid, das sie selbst anfertigte, hatte sie Anwandlungen von Erkenntlichkeit: sie ließ ihren Fingerhut, ihre Schere liegen, kniete unter den weißen Stoffen nieder, bis hin zur Stiefmutter.

„O Mama, Mama!" Und sie umarmte sie, drückte sie an ihre Brust, auf die Gefahr hin, sie zu stechen, denn ihre Taille war in diesem schrecklichen Feuereifer all ihrer Nähterintalente mehr und mehr mit Stecknadeln und Nähnadeln gespickt worden. Sie sah nicht Clarissas Blässe und Unruhe. Sie fühlte nicht das Fieber, das die weißen Hände der jungen Frau in ihren Händen durchglühte, in ihren jungfräulichen, stets eiskalten Händen. Sie gewahrte nicht ihre lange und häufige Abwesenheit, sie hörte nicht, was man auf der großen Straße von Judret sprach. Sie sah, sie hörte nur ihr Glück, sie lebte in einer heiteren Begeisterung, einer trunkenen Ungeduld.

Schon waren die ersten Aufgebote gehalten, die Hochzeit in vierzehn Tagen festgesetzt worden, und Roudics kleines Haus empfand friedlich die frohe, hastige Unruhe, welche einer Hochzeit vorangeht. Das war ein Kommen und Gehen, ein Sinarren der Thüren. Zenaide stieg täglich die kleine hölzerne Treppe zehnmal mit dem Hupfen eines jungen Flußpferdes auf und nieder. Und das Geplauder der Freundinnen und Gevatterinnen, die Roben, die man anprobiert, die Geschenke, die eintreffen. Die Braut empfing deren viel, denn dies dicke Mädel hat trotz ihrer etwas mürrischen Miene sich bei allen beliebt zu machen gewußt. Auch Jack nahm sich vor, ihr ein kleines Andenken aus Veranlassung der Heirat zu geben. Seine Mutter hatte ihm hundert Franken geschickt, die sie von ihrem schmalen Toilettengelde genommen und mühsam erspart hatte, denn der Dichter buchte alle Ausgaben.

„... Dies Geld ist für Dich, mein Jack," schrieb Charlotte. „Ich habe es für Dich bei Seite gelegt. Du wirst damit ein kleines Geschenk für Fräulein Roudic und einen Anzug für Dich selbst kaufen. Ich wünsche, daß Du anständig bei dieser Feier erscheinst, und Deine Garderobe muß in einem erbärmlichen Zustande sein, wenn Du, wie Du mir schreibst, Dein englisches Kostüm nicht mehr tragen kannst. Mache Dich recht schön und amüsiere Dich gut. Besonders aber erwähne nichts von dieser Sendung in Deinen Briefen. Sprich auch nicht zu Roudics davon. Sie würden mir danken wollen, und das würde mir nur großen Verdruß bereiten. Er ist gegenwärtig von außerordentlich nervöser Empfindlichkeit. Er arbeitet zu viel; der arme Freund. Und man bereitet ihm soviel Unangelegenheiten. Alle sind hinter ihm her, um ihn an der Erreichung seines Zieles zu hindern. Das ist ausgemacht. Sage nicht, daß diese hundert Franken von mir kommen. Man würde sie für Deine kleinen Ersparnisse halten."

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

stellung des letzteren aus dem Arrest sandte er dem Offizier eine Herausforderung zum Zweikampf.

Eine tragi-komische Geschichte ist unseren Chauvinisten passiert. In Schierstein, einem kleinen Rheindörfchen bei Wiesbaden, giebt es eine Vereinigung, deren Lebenszweck eine lächerliche Burenschwärmerei und deren Spezialität der De Wet-Kultus ist. Diese spaßhafte Vereinigung glaubte für die Buren auch einmal etwas anderes thun zu müssen, als Geld und Liebesgaben zu sammeln und sie beschloß, eine Büste De Wets aufzustellen, was den Tapferen im Kampfe gegen die Engländer sehr zu baß kommen wird. Natürlich mußte die Enthüllung mit der üblichen Feierlichkeit verknüpft werden. Diese Feierlichkeit ist nun leider durch einen bösen Menschen arg getrübt worden. Man lese folgendes Telegramm und schaudere:

Wiesbaden, 18. November. Bei der Enthüllung der De Wet-Büste in Schierstein kam es zu einem großen Tumulte. Der Festredner, der freireligiöse Prediger Welker, nannte den deutsch-französischen Krieg 1870 einen Raubzug und die Einverleibung von Nassau in Preußen 1866 einen Diebstahl. Nach diesen Worten entstand ein ungeheurer Lärm, es ertönten „Pfui“- und „Schluß“-Rufe, welche in Thätlichkeiten auszuarten drohten und erst nachließen, als ein Komiteemitglied die Rednertribüne betrat und entschieden gegen die Ausführungen Welkers protestierte. Hierauf wurde ein Kaiserhoch ausgebracht und die Nationalhymne gesungen.

Das kommt davon, wenn man in der Wahl des Festredners nicht vorsichtig genug ist.

Tapfere Krieger. Die Vorstände der Bremer Kriegervereine haben vor dem Vorsitzenden des deutschen Kriegerbundes, dem bekannten General z. D. von Spitz, endlich doch den geforderten Kotau gemacht. Die Vorstände hatten bekanntlich dem hetzmachenden Herrn General auf seine Versuche, die Affaire Weiland zum grausigen Fürstenmordversuch aufzubauschen, in gebührender Weise gedient. Das war ein Verstoß gegen die heilige Disziplin, die auch für den Krieger in Zivil noch gilt. Widerrede gegen einen leibhaftigen General, und wenn er auch bloß z. D. ist, das kann in einer Kriegerorganisation nicht geduldet werden. Und die Bremer Vorstände haben das schließlich auch eingesehen und leisten jetzt den geforderten Widerruf. Die Vorstandsmitglieder von drei Vereinen, welche sich nicht dazu verstehen wollten, die Erklärung zu unterzeichnen, haben, der Zentral-Forderung des Vorstandes des Deutschen Kriegerbundes gemäß, ihre Vorstandsämter „freiwillig“ niedergelegt. Womit der Beweis geliefert ist, daß ein General immer recht hat.

Ein weimarischer Bückling vor Preußen. Der Pfarrer Weingart, dessen Amtsentsetzung von seiner Pfarre zu Osnabrück wegen „Ketzerei“ — einigen lutherischen Päpstlein war sein Christentum nicht mehr zweifelsohne — seiner Zeit großes Aufsehen erregte, war von der weimarischen Gemeinde Rida zum Pfarrer gewählt worden. Aber er wurde nicht bestätigt. Der Minister hat dem Großherzog den Fall Weingart gar nicht einmal zur Entscheidung vorgelegt. Das Interessanteste an der Sache ist aber, daß in dem motivierenden Schreiben des Ministers gesagt wird, diese Ablehnung erfolge deshalb, weil es nicht angängig sei, einen Geistlichen, der in einem anderen Bundesstaate seines Amtes enthoben sei, anzustellen. Zu Weimar haben einst Goethe, Schiller, Herder u. a. gewirkt. Es ist freilich schon etwas lange her.

Ein alter Heißsporn des Zentrums, der ehemalige Abgeordnete Dr. Jörg ist in Landshut in Bayern gestorben. Jörg gehörte zu den schärfsten Gegnern des Fürsten Hohenlohe, als dieser 1866—1870 das bayerische Ministerium führte. Auch nach dem Kriege zeigte sich Jörg, der 1874—1878 auch im Reichstage saß, als ein verbissener Ultramontaner, doch geriet er Ende der 70er Jahre in Konflikt mit seinen Parteigenossen in der bayerischen Kammer. So zog er sich 1881 vom parlamentarischen Leben zurück. Bekannt ist er auch in nichtparlamentarischen Kreisen geworden durch die Herausgabe der Historisch-politischen Blätter.

Oesterreich-Ungarn.

Parlamentsauflösung? Die Neue Freie Presse verzeichnet das in parlamentarischen Kreisen auftauchende Gerücht, daß die Auflösung des Abgeordnetenhauses zu gewärtigen sei, falls das Haus wegen der Weigerung der Tschechen, das Budget zustande kommen zu lassen, geschlossen werden müßte.

Die Situation sieht allerdings ziemlich trübe aus. Die Konferenz der deutschen Obmänner hat es abgelehnt, vor Feststellung des Budgets mit den Tschechen in Verhandlungen zu treten, sich dagegen bereit erklärt, nach Erledigung des Voranschlags mit den Tschechen wegen Sicherung der weiteren Arbeiten des Parlaments zu verhandeln.

Schweiz.

Der Oberspitzel ausgewiesen. Die Luzerner Polizeidirektion hat dem bekannten „Journalisten“ und Spitzel Normann-Schumann nunmehr die Niederlassung in Luzern entzogen und ihm nur noch den Aufenthalt gestattet bis zum Verkaufe seiner Villa.

Frankreich.

Der Achtstundentag scheint in der Kammerkommission gesiegt zu haben und die Grubenbesitzer befürchten augenscheinlich, daß er auch in der Kammer durchdringen werde. Sie versuchen noch in zwölfter Stunde, die Kammer durchdringen werde. Der Zentralausschuß der Kohlenwerke hat die Erledigung zu verzögern. Der Zentralausschuß der Kohlenwerke hat an die Arbeitskommission der Kammer ein Schreiben gerichtet, in welchem er die Forderungen des Bergarbeiterverbandes zurückweist und ausführt, daß der Achtstundentag die heimische Produktion um mindestens 5 Millionen Tonnen verringern, eine Anzahl von Kohlenwerken zu Grunde richten, den Kohlenverbrauch Frankreichs dem Belieben des Auslandes preisgeben und sämtliche Industrien auf das schwerste schädigen würde. Neue Erhebungen werden gefordert; Vernehmung weiterer Sachverständiger — der Unternehmer. Die Kommission hat jedoch erklärt, daß sie eingehend geprüft hat und die Sache spruchreif ist.

Süd-Afrika.

Vom Kriegsschauplatz liegen keine bedeutsameren Meldungen vor. Kitchener sandte am 18. November den üblichen Rapport, wonach seit dem 7. d. M. nach Berichten der einzelnen Kolonnen 43 Buren gefallen, 16 verwundet und 241 gefangen genommen worden sind. [illegible] haben sich ergeben. Erbeutet wurden 5650 Patronen, 161 Gewehre, 26 Wagen, 600 Pferde und 11 500 Stück Vieh. Verschiedene Burenabteilungen unter Fouché, Myburg, Malan, Lategan und Maritz werden von den englischen Kolonnen verfolgt. Ueberwältigend sind die Erfolge sicher nicht.

De Wets Streitmacht. Einem Telegramm der Voss. Ztg. zufolge sind nach London Meldungen gelangt, wonach De Wet eine Streitmacht gesammelt haben soll, die ihn in den Stand setzt, energische Offensivoperationen im Norden des Oranjestaates aufzunehmen. Die Stärke auf 6000 Mann, darunter 1500 Afrikander.

Eine englische Heldenthat. Der Brüsseler Petit bleu meldet: Nach einer Privatdepesche aus London sei die Gattin des Präsidenten des Oranjefreistaates mit ihren fünf Kindern ohne jede Begründung aus Afrika deportiert und nach Europa eingeschifft worden, obwohl ihr Gesundheitszustand sehr erschüttert ist.

Buren über den Krieg. Der B. L.-A. veröffentlicht das Interview seines Mitarbeiters mit Dr. Leyds, in welchem dieser erklärte, der Krieg würde noch viele Jahre dauern, und die Buren seien im stande, noch lange im Felde auszuharren. Die Leute, die heute noch kämpfen, hätten nichts mehr zu verlieren. Von Europa erwarteten die Buren keine Hilfe mehr. Die Buren seien jedoch jederzeit bereit, Frieden zu schließen, wenn England ein Schiedsgericht akzeptieren und ihnen zum mindesten ihre Unabhängigkeit läßt.

Kleine Nachrichten aus dem Auslande. Aus Barcelona wird vom 18. November gemeldet: Der Rektor der Universität ist aufs neue seines Postens enthoben worden. Da diese Maßregel zu Kundgebungen der Studenten sowohl für wie gegen die Maßregel Anlaß gab, wurde die Universität geschlossen. — Aus Madrid: Ungefähr 300 Studenten durchzogen die Straßen und nötigten die Kutscher, Hochrufe auf die Freiheit auszubringen. Die Wagen derjenigen Kutscher, die sich weigerten, in die Hochrufe einzustimmen, wurden mit Steinen beworfen, wobei einige Personen verletzt wurden. — Studentendemonstrationen gab es auch in Athen: Ungefähr 1000 Studenten drangen in die Geschäftsräume der Blätter Asty und Akropolis, um gegen Artikel zu protestieren, die diese Blätter veröffentlichten und in denen der Verfasser für eine Uebersetzung des Evangeliums in das Neugriechische eintrat. Es gelang der Polizei nur schwer, die Studenten auseinanderzutreiben.

Parteiangelegenheiten.

Im Wahlkreise Wittenberg-Schweinitz, in dem eine Reichstagsersatzwahl vorzunehmen ist, kandidiert Genosse Rohrlack, Arbeitersekretär in Stettin.

Ueber die badischen Parteiverhältnisse hatte sich Genosse Bebel bekanntlich bei der Budgetbewilligungsfrage auf dem Lübecker Parteitage sehr scharf ausgelassen. Darüber hatte sich dann eine Auseinandersetzung in der Presse zwischen Genossen Kolb-Karlsruhe und Bebel entsponnen. Genosse Bebel, der einige Zeit verreist war, antwortet dem Genossen Kolb nochmals kurz auf dessen letzte Erwiderung und teilt mit, daß ihm noch neues Material in der Sache des Karlsruher Oberbürgermeisters zugegangen sei, das ihm die Haltung Kolbs und seiner Freunde noch unbegreiflicher mache, als es bisher erschien. Er wolle die Polemik nicht in der Zeitung fortsetzen, sondern die Anklagen vor ein anderes Forum bringen, wo er auch die Zeugen für Kolbs Aeußerungen über das Parteiprogramm beibringen wolle. Kolb erklärt sich in einer kurzen Anmerkung damit einverstanden.

Die Revision des Genossen Oppficius gegen das ihn zu Gefängnis und zum Verlust seines Mandats verurteilende Gerichtserkenntnis ist am Montag vom Reichsgericht verworfen worden.

Gemeinderatswahlen. Bei der Stadtverordneten-Ersatzwahl in Stettin siegte Genosse Vogtherr. Das Stettiner Stadtverordneten-Kollegium hat nun neun Sozialdemokraten in seinen Reihen. — In Eisenach wurden zwei Sozialdemokraten in das Kollegium gewählt. — Zu Gießen, wo acht Mitglieder, darunter der Genosse Ohlig, aus dem Kollegium auszuscheiden hatten, wurde dieser wiedergewählt. Auf unsere übrigen Kandidaten fielen erhebliche Minoritäten. Unsere Stimmenzahl hat sich um zirka 30 Prozent vermehrt. — Zu Ilmenau (Sachsen-Meiningen) wurden von sechs aufgestellten sozialdemokratischen Kandidaten vier gewählt.

40 sozialistische Gemeinderäte sind bei den letzten Gemeinderatswahlen in Spanien gewählt worden, während bei den vorjährigen Wahlen nicht ein einziger gewählt wurde. — Es geht überall vorwärts — und die Neunmalweisen, die fortwährend verkündigen, es sei ein Stillstand in dem Eroberungszuge des Sozialismus eingetreten, werden wieder einmal Lügen gestraft.

Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

Die Arbeitswilligen scheinen jetzt überall in den Glasfabriken den Lohn für ihr unsolidarisches Verhalten zu ernten. Die Russen in Gerresheim haben jetzt ihre Schuldenzettel zugestellt erhalten, die die Kosten für den Arbeitswilligenimport: Reisekosten, Vorschuß rc. enthalten und Summen von 400—1200 M. aufzeigen. Es soll infolgedessen schon zu argen Krawallen und Verhaftungen unter den damit beglückten Russen gekommen sein. So mußte es kommen!

Was die Gewerkschaften leisten. Aus einer vom Vorwärts über die Arbeitslosigkeit in Berlin gebrachten Uebersicht ersieht man, daß die 10 Gewerkschaften, die Arbeitslosen-Unterstützung zahlen, im dritten Quartal dieses Jahres die stattliche Summe von 87 643,92 M. ausgezahlt haben, gegen 49 384,40 M. in demselben Quartal vorigen Jahres. Was will den ungeheueren Summen gegenüber, die die organisierten Arbeiter aus eigenen Mitteln zur Milderung der Arbeitslosigkeit aufbringen, die verhältnismäßig spärliche Hilfe von Staat und Kommune besagen, die schließlich noch dazu mit dem Makel der politischen Rechtlosigkeit verbunden ist.

Kleine gewerkschaftliche Nachrichten. Sämtliche Gießereiarbeiter der Fabrik für Heizungs- und Lüftanlagen Rud. Otto Meyer im Industriehafen in Mannheim sind infolge Lohnreduktion in den Ausstand eingetreten. — Die Filiale Hannover des Deutschen Schneider-Verbandes beschloß die Anstellung eines besoldeten Beamten. Von drei zur engeren Wahl stehenden Kandidaten wurde Kädina-Berlin mit 173 von 194 abgegebenen Stimmen für den Posten gewählt. Derselbe soll bereits am 1. Dezember seinen Posten antreten. — Der Streik der Hafenarbeiter in Palermo ist siegreich für die Arbeiter beendet. — Eine Zählung der Arbeitslosen beschloß das Gewerkschaftskartell in Offenbach a. M. vorzunehmen. An der Sitzung nahmen auch die Vorstände der Gewerkschaften, sowie der Fabrikinspektor teil. Dieser teilte mit, daß die Zählung, die die Fabrikinspektoren im Auftrage der Regierung vorzunehmen haben, sich nur auf die Fabriken und die Motorbetriebe erstrecken würde. Das Gewerkschaftskartell wird deshalb von Haus zu Haus zählen. Die dabei zu stellenden Fragen sollen im Einverständnis mit dem Fabrikinspektor formuliert werden.

Das internationale Bergarbeiterkomitee tagte am 14. Novbr. in der Nähe von Dover (England). Anwesend waren Vertreter aller Nationen, nur Oesterreich war nicht vertreten, obgleich Ezinar eingeladen war. Pickard, Ashton und Burt vertraten England; Lamendin und Cotte Frankreich; Cornet Belgien; L. Schröder und H. Möller Deutschland. Die Beschlüsse der wichtigen Sitzung sollen bis auf weiteres geheim gehalten werden.

Aktion gegen ausländische Lohndrücker. Die föderierten Gewerkschaften des Staates Illinois (Vereinigte Staaten von Amerika) haben auf ihrer Konvention (Verbandstag), auf welcher 126 Delegierte anwesend waren, beschlossen, mit aller Kraft dahin zu wirken, daß das Einwanderungsgesetz, das die Einwanderung chinesischer Arbeiter beschränkt, aufrecht erhalten bleibt. Man verlangt, daß das Gesetz auf alle orientalischen Arbeiter ausgedehnt werde.

Handel und Wandel.

Ein neuer Bankbruch in Leipzig. Das Bankhaus A. Blembel in Leipzig ist bankerott. Blembel hat etwa 100 000 M. an sich genommen und ist entflohen.

Der Reichsbankdirektor und die Krise. Bei der Eröffnung des neuen Reichsbankgebäudes in München erklärte der Präsident der Reichsbank: „Das Verkehrsleben mache jetzt eine schwierige Periode durch, doch dürfe man hoffen, daß diese bald ein Ende nehmen werde, denn deutscher Fleiß und Unternehmungsgeist seien nicht verloren gegangen. Wenn der Frieden erhalten bleibe, würde sich die Lage schon bessern.“ Bei den Eröffnungsfeierlichkeiten hat der Reichsbankpräsident die Dinge offenbar in einem rosigen Lichte gesehen; der Wunsch ist der Vater seiner Gedanken.

Das Kokssyndikat will seine Preise etwas ermäßigen. Die Absatzverhältnisse wurden in der letzten Sitzung des Aufsichtsrates als sehr ungünstig dargestellt.

Sächsischer Landtag.

II. Kammer.

Sitzung vom 19. November.

Die heutige Sitzung dauert nur acht Minuten. Auf der Tagesordnung steht Beratung über Dekret 6 (Personal- und Besoldungsetat der Landes-Brandversicherungsanstalt auf die Jahre 1902 und 1903).

Oekonomierat Horst-Mulda beantragt wegen der voraussichtlichen längeren Debatte, die Vorlage der Finanz-Deputation A zu überweisen.

Der Antrag wird einstimmig angenommen.

Des weiteren beschließt die Kammer, daß die Abgeordneten ihre stenographierten Reden bis 6 Uhr abends des nächsten Tages revidiert haben müssen, und daß spätere Korrekturen keine Berücksichtigungen finden sollen.

Nächste Sitzung: Donnerstag, 12 Uhr mittags. Tagesordnung. Dekret 4 (Weiterführung der Reform der direkten Steuern.

Nachrichten aus der Provinz.

Strehla a. E. Die Differenzen zwischen den Formern und der Betriebsleitung vom Eisenwerk Strehla sind leider ohne Erfolg für die Arbeiter ausgelaufen. Die am Ausstand beteiligten Former hatten sich nicht genügend überlegt, daß in einer Krise, wie der jetzigen, selten ein Streik Erfolg haben kann, wenn auch alle wie ein Mann zusammengehalten. Es haben sich leider eine beträchtliche Zahl Arbeitswilliger gefunden, so daß es besser war, den Streik für beendet zu erklären und als resultatlos verlaufen zu betrachten und den organisierten Arbeitern die Werkstatt wieder zu öffnen. Die Fabrikleitung hat dennoch nur mit großen Opfern „gesiegt“. Um Arbeitswillige anzulocken, zahlte man diesen nicht nur die alten Akkordpreise, man gab ihnen sogar mehr Lohn als den eingearbeiteten alten Formern. Die Zukunft wird zu lehren, daß das nur ein Judaslohn war.

Die Strehlaer Polizei hat sich bei diesem Streike als eifrige Förderin der Unternehmerinteressen und Beschützerin der Arbeitswilligen gezeigt. Jeder Transport wurde von einem Schutzmann, dem Meister Mack und einem Buchhalter erwartet. Ein rührendes Bild, die heilige Hermandad im Bunde mit zwei bezahlten Leuten des Eisenwerks in schönster Eintracht für die Interessen der Lohndrücker im Eisenwerk und gegen die streikenden Arbeiter bemüht zu sehen! Unter polizeilicher Bedeckung wurden die Streikbrecher auch wieder herausgelassen. Den Streikenden wollte man dagegen das Auf- und Abgehen auf einer Straße verbieten, die weit ab von der Fabrik lag. Einer der Herren erlaubte sich sogar, wohl in etwas übertriebenem Bewußtsein seiner Würde, folgende Aeußerung gegenüber ausständigen Arbeitern: „Ich werde mit allen mir gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln gegen Sie vorgehen, wenn Sie sich nochmals auf öffentlicher Straße sehen lassen.“ Mit allen gesetzlichen Mitteln soll er nur ruhig vorgehen, aber er muß auch innerhalb der gesetzlichen Schranken bleiben. Welches Gesetz aber gestattet ihm, ruhig ihres Weges gehende Arbeiter von einer Heerstraße zu weisen? Wir wünschten sogar lebhaft, daß unsere Polizei ihre Rechte in jeder Weise zu energischem Vorgehen benützen möge. Dazu wäre an manchen Sonntagen Gelegenheit, wenn in dem Eisenwerk gearbeitet wird; das war u. a. auch am Reformationsfest der Fall.

Mit unserer Polizei aber wetteiferten einige Hausbesitzer, dem Eisenwerk gefällig zu sein. So hat der Hauswirt, Restaurateur und Bäckermeister Schiefner aus Strehla einer bei ihm wohnenden Witwe angekündigt, daß die fünf bei ihr zur Untermiete wohnenden streikenden Former ausziehen müßten. Als Grund schützte er vor, die Wohnung sei noch nicht beim Bürgermeister angemeldet und die Behörde verlange, daß die Leute deswegen ausziehen müßten. Wir bezweifeln, daß ein solches Verlangen mit Wissen des hiesigen Bürgermeisters gestellt worden ist. Wäre es aber der Fall, wäre dieses Verhalten für die Unparteilichkeit der städtischen Verwaltung sehr, sehr bezeichnend. Der Bürgermeister wird gut thun, darüber Aufklärung zu geben. Wenn man schweigt, würden die Einwohner sehr der Ansicht zuneigen, der Bäckermeister Schiefner hätte recht.

Der Meister Mack, der besonders eifrig für die Arbeitswilligen eintrat, hat gesagt, er hätte nur einmal reine Wirtschaft machen wollen, deshalb hätte er die Former entlassen. Dem Herrn sei hier nur gesagt, daß die Arbeiter des Eisenwerks haben schon manchen Meister gehen und kommen sehen. Sein Stündlein als Meister dürfte wohl auch bald schlagen, wenn er nicht bald dafür Sorge tragen wird, daß nicht soviel Ausschuß gegossen wird.

Wie uns bekannt ist, macht der Ingenieur, Herr Schlupp aus Leipzig, keine großen Umständen. Deshalb könnte ihn seine Schneidigkeit sehr bald reuen.

Leipzig, 18. November. Der Einwohner Hermann Merseburg aus Naumburg und seine Geliebte, die 21 jährige Emma Seidler aus Naumburg, wurden im Rosenthal an einem Baum neben einanderhängend aufgefunden. Die Ursache des Selbstmordes ist unbekannt.

Neues aus aller Welt.

Köln, 18. November. Wie die Köln. Ztg. aus Grevenbroich meldet, wurde dort gestern vormittag ein starker Erdstoß wahrgenommen.

Posen, 18. November. Wie das Posener Tageblatt berichtet, hat in Miloslaw der Arbeiter Zaborwicz seine Frau erschlagen, nachdem er ihr vorher Ohren und Nase abgeschnitten. Der Mörder wurde verhaftet.

Kattowitz, 18. November. Während der Fahrt erfolgte zwischen Neubeuthen und Althendzin in einem Waggon eine Benzinexplosion. Sechs Arbeiter verbrannten. Einer, der sich durch Abspringen retten wollte, wurde überfahren und getötet.

Die Typhusepidemie in Gelsenkirchen scheint nun doch endlich in anhaltender Abnahme begriffen zu sein. In der letzten Woche vom 9. bis 16. November ist die Zahl der Typhuskranken im Stadt- und Landkreise von 1149 auf 1008 gesunken. Gestorben sind 8, genesen 198.

Großes Feuer. Ein Telegramm aus Darmstadt vom 11. Nov. meldet: Das große Gebäude der hiesigen Turngemeinde, das erst am 6. Oktober d. J. eingeweiht worden war, ist heute bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt. Zwei Dienstmädchen kamen in den Flammen um, ein drittes, das sich an einem Seile herunterlassen wollte, stürzte ab und trug lebensgefährliche Verletzungen davon. Ein Kellner stürzte sich von der Giebelmauer herab und brach das Genick.

Die niedergebrannte Zuckerraffinerie Neufahrwasser ist eine der größten Deutschlands. Der Schaden beläuft sich auf drei bis vier Millionen, der bei 20 Versicherungsgesellschaften gedeckt ist. Der Brand ist in der Trockenstube ausgekommen, wo die Zuckerplatten unter kolossaler Hitze getrocknet werden, wahrscheinlich durch Selbstentzündung.

Seine Braut vergiftet hat der Maschinenmeister Döbler in Berlin. Das Mädchen, eine 16 jährige Anlegerin, fühlte sich Mutter — um den unerwünschten Folgen zu entgehen, brachte Döbler ihr Phosphor bei, woran sie starb. Ein Zufall führte die Entdeckung herbei. Döbler wurde verhaftet und hat ein Geständnis abgelegt.

Toulon, 18. November. Gestern erfolgte in der hiesigen Feuerwerkerschule eine Explosion, bei der mehrere Feuerwerker schwer verletzt wurden. Der Materialschaden ist bedeutend.

Arbeiterrisiko. In Sainte-Énimie (Departement Lozère) sind bei dem Straßenbau durch Einsturz eines Felsens 2 Arbeiter getötet und mehrere schwer verletzt worden.

Von der Pest. Die Petersburger Kommission zur Verhütung und Bekämpfung der Pest giebt bekannt, daß die zwei letzten Todesfälle in Odessa als wirkliche Pestfälle erkannt wurden. — In Sydney (Australien) ist ein Pestfall vorgekommen. — Nach einer Meldung des Evening Standard ist ein anscheinend an Beulenpest erkrankter Schiffer in das West London Hospital zu Hammersmith aufgenommen worden. Der Patient hat seinen Wohnsitz in Chiswick und war auf einem Schlepper thätig, der zwischen Brentford und Greenwich fährt. Er war bereits drei Wochen krank, ehe er in das Krankenhaus aufgenommen wurde, wo er streng abgesondert wird.

Die Kirchenräuber. Die Einbrecher in die Muttergotteskapelle in Telgte, der Bäcker Weltgas aus Ehrenfeld und der Zimmermann Drees aus Münster, sind in Münster verhaftet worden.

Zwei Angestellte der Williamsburger Sparbank unterschlugen, wie die Frkf. Ztg. aus New-York meldet, 100 000 Dollars.

Versammlungen.

Zur Verrufserklärung der sechs Droschkenführer. Am Sonntag vormittag fand im Trianon eine öffentliche Gewerkschaftsversammlung statt, die Stellung zu **dem von uns** schon genügend gekennzeichneten Vorgehen der Droschkenfuhrherren gegen die organisierten Droschkenführer nahm. Genosse Riem gab in seinem Referat zunächst einen Ueberblick über die in neuerer Zeit hervorgetretenen Erscheinungen im Gewerkschaftsleben, ganz besonders die Frage der Aussperrungen, Boykotts, schwarzen Listen, Schutz der Arbeitswilligen vom straf- und zivilrechtlichen Standpunkte aus behandelnd. (Als bei der Zitierung einiger auf diesem Gebiete besonders hervorstechenden Gerichtsurteile im Saale einige Mißbilligungsrufe ertönten, drohte der Ueberwachende die Versammlung aufzulösen.) Redner ging dann auf die Vorgänge, die zu den Aussperrungen, die schon seit einigen Jahren wegen den unbedeutendsten Sachen von den Fuhrherren vorgenommen wurden, geführt haben, näher ein und unterzog dies Gebaren einer scharfen Kritik, wies darauf hin, daß, nachdem eine Strafverfolgung der Unternehmer von der Staatsanwaltschaft abgelehnt sei, auch auf dem zivilrechtlichen Wege vor der Hand nicht zu machen sei, der Organisation der Ausgesperrten nichts anderes übrig bleibe, als nunmehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das höchste sächsische Gericht habe in der Verrufserklärung der Unternehmer nichts Strafbares gefunden, so hätten denn auch die organisierten Droschkenführer beschlossen, die von den Gemaßregelten bisher geführten Droschken nicht zu fahren. Die allgemeine Arbeiterschaft könne die Droschkenführer, da sie keinen Einfluß auf das Droschkenfuhrgewerbe habe, nur moralisch unterstützen. Gegen den Hunger seien sie durch ihre Organisation geschützt. Auch dieser Vorfall wie die anderen aufsehenerregenden Fälle von maßlosem Terrorismus der Unternehmer müßten jedem Arbeiter die Notwendigkeit der Organisation beweisen. Aber auch auf politischem Gebiete müßten sich die Arbeiter noch mehr wie bisher bethätigen, damit endlich einmal die wirkliche Koalitionsfreiheit erkämpft werde. (Beifall.) — In der Debatte meldete sich ein Droschkenbesitzer Wiegrim nach Aufforderung zum Wort und wollte nachweisen, daß in dem von den 6 Ausgesperrten unterzeichneten Flugblatt Unrichtigkeiten und Beleidigungen enthalten seien. Von den Droschkenführern Müller, Hertel und einem dritten wurde er indes widerlegt. — Genosse Riem wies nunmehr darauf hin, daß, selbst wenn Ungehörigkeiten vorgekommen sein sollten, das noch immer keinen Grund für derartig barbarische Maßnahmen bilden könne, wie es Verrufserklärungen auf drei und sechs Monate seien. Man könne ja zum Friedensrichter und das Gericht gehen, wenn man sich beleidigt fühle. Die Vorkommnisse seien doch so geringfügiger Natur, daß eine Einigung schließlich doch noch zu erzielen sein würde, die ganz besonders auch im Interesse der Droschkenbesitzer liege; denn bei der Aufrechterhaltung der Aussperrung und vor allem auch bei dem weiteren Bestehen des Femgerichts müßte notgedrungen ein Verhältnis zwischen Besitzern und Führern einreißen, das unmöglich im Interesse des Gewerbes, bei dem ein gewisses Vertrauen vorausgesetzt werden müsse, und der Unternehmer liege. — Es wurde folgende Resolution angenommen:

„Die im Trianon versammelten gewerkschaftlich organisierten Arbeiter versichern die wegen ihres Eintretens für die Organisation von den Droschkenbesitzern auf 6 Monate ausgesperrten Droschkenführer ihrer Sympathie und protestieren gegen eine solche maßlose Unternehmerwillkür. Sie erkennen an, daß es kein anderes, als das von den Droschkenführern beschlossene Abwehrmittel giebt, nachdem die Staatsanwaltschaft ein Eingreifen abgelehnt hat. Sie erwartet aber, daß die Kollegen der Ausgesperrten diesen Schlag damit beantworten, daß sie Mann für Mann der Organisation beitreten, damit energischer gegen diese brutalen Unternehmer vorgegangen werden kann. Die Versammelten verpflichten sich mit allen Mitteln für die Wirkung der gewerkschaftlichen und politischen Organisationen und die Verbreitung der Arbeiterpresse einzutreten. Der Vorstand des Gewerkschaftskartells wird beauftragt, mit den Droschkenbesitzern nochmals zu unterhandeln und kein Mittel unversucht zu lassen, um die Zurücknahme der Maßregelung zu erreichen."

Mit einem Appell zur Organisation und zur Unterstützung der Arbeiterpresse schloß alsdann Genosse Streine die anregend und interessant verlaufene Versammlung. (Eing. 18./11.)

Des Bußtags wegen gelangt die nächste Nummer dieser Zeitung Donnerstag nachmittag zur Ausgabe.

Donnerstag den 21. November, abends 8½ Uhr, im **Trianon, Schützenplatz**
Freitag den 22. November, abends 8½ Uhr, in der **Deutschen Eiche, Striesen, Huttenstraße**
Sonnabend den 23. November, abends 8½ Uhr, im **Gasthof Pieschen, Torgauerstr.**

Volks-Versammlungen.

Tages-Ordnung:
1. Die kommunale Gesetzgebung und die Interessen der Arbeiterschaft.
Referent: Stadtverordneter **Theodor Metzner,** Berlin.
2. Die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts betr. Erwerbung des Bürgerrechts.

Zutritt und Redefreiheit für jedermann.

Die Herren Stadtverordneten von Dresden sind ganz besonders in diesen Versammlungen willkommen, um die Ansichten der Arbeiter über das Dresdner Stadtparlament kennen zu lernen. Die Herren Hartwig, Häckel, Glöß ꝛc. sind schriftlich aufgefordert worden, zu erscheinen. Wir erwarten, daß diese Stadtväter den Mut haben werden, ihre über die Arbeitslosigkeit ausgesprochene Meinung im Kollegium auch vor der Dresdner steuerzahlenden Bevölkerung zu wiederholen.

Zahlreichem Besuch sehen entgegen **Die Einberufer.** J. A.: **Karl Sindermann.**

Einladung zur

General-Versammlung

der Orts-Krankenkasse zu Dresden
den 29. November 1901, abends 8 Uhr, in Reinholds Saal, Moritzstraße 10.

Tages-Ordnung:
1. Bericht über die im laufenden Jahre abgeschlossenen Arztverträge. 2. Wahl von 3 Arbeitgebern und 6 Arbeitnehmern zur Prüfung der Jahresrechnung auf 1901. 3. Verschiedenes. 4. Wahl von 2 Arbeitgebern und 5 Arbeitnehmern (Kassenmitgliedern) und der erforderlichen Ersatzmänner in den Vorstand.

Die Herren Vertreter werden hierzu mit dem Bemerken eingeladen, **daß der Saal 7 Uhr geöffnet und 8 Uhr pünktlich geschlossen wird.**

Dresden, den 9. November 1901.

Der Vorstand der Orts-Krankenkasse.
Julius Frässdorf, Vorsitzender.

Verein Zentralkommission Plauenscher Grund und Umg.

Donnerstag den 21. November abends 9 Uhr

Vereinsversammlung

im Gasthof zum deutschen Haus Potschappel.

Tages-Ordnung:
Wie stellen sich die Delegierten zu einer Kartellkonferenz für das Königreich Sachsen.
Vereinsangelegenheiten.

Sämtliche Delegierte erwartet
Der Vorstand.

Wundern Sie sich nicht
länger über die blendende Wäsche Ihrer Nachbarin, sondern versuchen Sie sofort **Dr. Thompsons Seifenpulver,** Marke SCHWAN, und alle Freundinnen werden fortan Ihre schwanenweisse Wäsche bewundern.
Man verlange es überall!

Seit Jahren kaufen Maurer, Zimmerer, Maler, Schlosser, Schmiede, Klempner, Maschinisten, Tischler, Fleischer ꝛc. ihre **Arbeitskleidung** am besten u. billigsten beim Genossen
Emil Hohlfeldt
Dresden-Neustadt
Ritterstrasse 2–4.
Winter-Joppen 3–18 M.
Winter-Anzüge 10–45 M.
Winter-Beinkleider 2–15 M.
Winter-Paletots 8–45 M.
NB. **Massanfertigung** unter Garantie zu gleichen Preisen.

Hausfrauen Geld sparen!
Auslese-Kaffee
sehr gut schmeckend à Pfd. 70 Pf.
Chocol.-Hering.

Elsässer Holzschuhe
größte Auswahl, mit und ohne Futter empfiehlt
Paul Bauch, Kasernenstraße 23.

Parteigenossen!
Gutgearbeitete Pantoffeln empfiehlt
Max Reichardt, Dresden-A., Windmühlenstr. 13.

Echt silberne **Remontoirs** von 11,50 M. an, gold. Damen-Uhren von 16 M. an unter 3jähriger streng reeller Garantie.
Reparaturen prompt und sorgfältig.
Reparieren u. reinigen 1,50 M.
Neue Feder 1,00 M.
Ernst Rämisch
7 Wettiner Straße 7.

Achtung! Pirna.
Täglich **frisch. Rossfleisch** sowie **Wurstwaren** empfiehlt Emil **Kolbe,** am Schifftor.

Hierdurch mache ich den werten Einwohnern von **Pieschen** und Umg. bekannt, daß ich bei meinem
Roßfleischgeschäft auch Schenkwirtschaft
eröffnet habe und werde stets bemüht sein, meinen werten Gäste und Kunden nur mit frischer Ware und gutgepflegten Bieren zu dienen.
Hochachtungsvoll
Ernst Liebold
Oschatzer Straße 51.

Volksbildungs-Verein Plauenscher Gr.

Sonntag den 24. November 1901 (Totensonntag)

Theater-Abend

im Gasthof „Deutsches Haus", Potschappel.

Zur Aufführung gelangt:
Fuhrmann Henschel.
Schauspiel in 5 Akten von Gerhart Hauptmann.
Saalöffnung 6 Uhr. Anfang 7 Uhr.
Hierzu ladet ergebenst ein **Der Vorstand.**

Holz- und Kohlen-Handlung E. L. Hiller
46 Oschatzer Straße 46
offeriert **Braunkohlen,** à Hektol. 85 Pf., vors Haus.
Alle Heizmaterialien billigst.

Prachtv. Sofa, Bettst. mit Matr., Tisch, Stühle, gebr. Sofa. Umpolstern sofort. Freiberger Str. 45 bei Garbe.

ff. Griechische Süssweine
Samos
von Damen besonders gern getrunken
à Flasche M. 1.–
Samos-Ausbruch
hervorragend schöner Wein
à Flasche M. 1.25
empfiehlt
Moritz Gabriel
Dresden-A.
Zwingerstr. 5, Ecke Wettinerstr.
Fernsprecher I, 1150.

Am **billigsten** und **besten** kauft man
Butter, Käse, Eier
Margarine, Fett, Quark usw.
nur bei
Butter-Adam
2 Oppellstraße 2.
Jede Hausfrau mache bei diesen schlechten Zeiten einen Versuch und sie wird finden, daß sie wirklich billig und gut kauft.

Aelterer Arbeiter-Gesangverein sucht einen tüchtigen
Liedermeister
Offerten sind unter **E. R.** in der Exped. dieses Blattes niederzulegen.

Freiberger Str. 59 pt.
ist Stube, Küche, Korridor, Keller und Bodenraum ab 1. Dezember zu vermieten. Preis 12 M. monatlich.

Cotta, Kirchstr. 19
sind mehrere **Wohnungen,** bestehend aus 2 St., 1 K., 1 K. f. 200–270 M. u. **1 Laden** m. Wohnung sof. zu verm. Näh. b. Hausmann Meyer.

Künstliche Blumen
empfiehlt **Hermann Hesse,** Dresden-A., Scheffelstraße 12.

Paul Schmidt, Moritzstrasse Nr. 7
nur 1. Etage.
Puppenwagen v. 85 Pf. an | Puppen-Sportwagen von 1,50 M. an
Kinderwagen v. 10,50 M. | Kinderkörbe mit
Kinderstühle v. 45 Pf. | Schleierb. v. 5,50 M. an
m. Klosett v. 1,25 M. | Verstellbarer Ruhestühle von 2,25 M. an
Schaukelpferde.

Leberthran.

Die jetzige Jahreszeit ist für Leberthrankuren sehr geeignet, wir empfehlen daher unsere altrenommierten Medizinalthrane gegen **Hautausschläge, Drüsenkrankheiten, Lungenleiden, englische Krankheit, Körperschwäche, Magerkeit,** in Flaschen von 25, 30 und 50 Pf. an. **Eisenleberthran** für **Bleichsüchtige, Blutarme, Lungenkranke,** à Flasche 50 Pf. und 1 M., balsamischer **Jodeisenleberthran,** unübertroffen bei **Drüsen, Skrofeln, englischer Krankheit** à Flasche 75 Pf. und 1,50 M.

Gegründet 1560 **Salomonis-Apotheke** Gegründet 1560
Dresden-Altstadt, Neumarkt 8.

Polyphon-Musikwerke
Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Phonographen, Grammophone
nur erstklassige, tadellos funktionierende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.
Photogr. Apparate
aller Systeme sowie sämmtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND in Breslau II.

Reiche Auswahl!
Barchenthemden für Männer, Frauen u. Kinder, dauerhaft gut gearbeitet, eigene Anfertigung. Normalhemden, Unterhosen, Socken, Hosenträger, Chemisetts, Kragen, Manschetten, Krawatten, Taschentücher usw. empfiehlt
E. Köhler, Am See 11.
Gegründet 1861.

Polyphon-Musikwerke
Drehorgeln m. Metallnoten direkt vom Fabrikationsplatz, **Ziehharmonikas, Konzertinas, Bandonions, Violinen, Zithern, Mandolinen,** nur erstklassige Fabrikate, **gegen Barzahlung mit hohem Rabatt,** auch gegen **geringe Monatsraten** offerieren
Jänichen & Co.
Kataloge portofrei. Leipzig.

Louisenbad
Priessnitzstr. 18
hält seine **Wannenbäder** mit dem schönen **Priessnitzwasser** geneigter Benutzung bestens empfohlen.
Grösste Sauberkeit. Billigste Preise.

Gebr. Möbel: a. Garderoben-, Kleider- u. Küchenschränke, Tische, Stühle, Spiegel, Vertikos, Sofas, Bettst. m. Matr. billig zu verkauf. **Gerichtsstraße 21 im Hofe.**

Töpfer-Verband.

Den Kollegen zur Nachricht, daß unser Kollege, der
Töpfer Karl Eichler
am Montag früh verschieden ist.
Das Begräbnis findet Donnerstag den 21. November, nachmittags 2 Uhr, vom Löbtauer Friedhof aus statt.
Es wird ersucht, dem Verstorbenen recht zahlreich die letzte Ehre zu erweisen. **Der Vertrauensmann.**

Verantwortlicher Redakteur: Hermann Fleißner, Löbtau. Für das Feuilleton: Dr. Gustav Morgenstern, Dresden.
Druck und Verlag: Kaden & Komp., Dresden.
Hierzu 1 Beilage.

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/4
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beilage der Sächsischen Arbeiter-Zeitung.

Nr. 269. | Dresden, Dienstag den 19. November 1901. | 12. Jahrgang.

Kneißl vor den Geschworenen.

R. **Augsburg**, 16. November 1901.

Dritter Verhandlungstag.

Josef Mooseder, 62 Jahre alt, Privatier in Lenzenpettenbach, **erzählt den Vorgang vom 23. Januar d. J.** wie folgt: Als ich abends gegen **7 Uhr die Fensterladen zumachen wollte**, ist ein „Schwarzer" auf **mich zugetreten**. (Das war Kneißl, der eine schwarze Zipfelmütze über den Kopf gezogen hatte, worein zwei Löcher für die Augen geschnitten waren.) Er hat schon gewartet und ist auf dem mit Schnee bedeckten Boden gekauert. Bekleidet war er mit einem blauen Ueberzieher, gelben Schuhen, Hut hatte er keinen auf. Mit der einen Hand hat er mir einen Revolver auf die Brust gehalten, in der andern hatte er ein Schnappmesser. Ich fragte: „Was giebt's denn?" Er hat mich dann rückwärts hineingeschoben, den Revolver fortwährend auf meine Brust haltend, und hat gerufen: „Geld her oder ich schieß'!" Die Thür hat er dann hinter sich geschlossen. Meine Frau mußte leuchten und ich gab ihm dann 56 M. aus der Schublade. Meine Frau hat gebetet. Kneißl **hat zu meiner Frau** gesagt: „Das Beten hat keinen Wert." Als er ging hat er gesagt: „Wenn Du mir noch einen Krach machst, dann schieß' ich noch auf 50 Meter rein." Ich habe mein Enkelkind auf dem Arme gehabt. — Präs.: Hat Kneißl davon gesprochen, daß er schon hineingeschossen hätte, wenn Sie das Kind nicht auf dem Arm gehabt hätten? — Zeuge: Ja. — Kneißl bestreitet dies. — Staatsanwalt: Haben **Sie ihm alles Geld** gegeben, was Sie hatten? — Zeuge: Nein, das andere hat er nicht gewußt.

Die Frau dieses Zeugen, **Veronika Mooseder**, fügt dem bei: Mein Mann mußte vorausgehen, dann kam Kneißl und ich mußte hinterdrein leuchten. Als er die 56 M. hatte, wollte er noch mehr, allein er stand ab, als wir ihm versicherten, daß keins mehr da sei. Gebetet habe sie nicht. — Präs.: Sind Sie krank geworden? — Zeugin: Acht Tage lang brauchte ich nichts mehr zu essen. Die Aeußerung wegen dem Kinde hat sie nicht gehört. Staatsanwalt: Dieses Reat hat Kneißl bis vor zwei Tagen geleugnet.

Der 13 Jahre alte Tagelöhnerssohn **Xaver Schmaußer** von Kühbach sagt aus, er sei im Januar 1899 aus dem Wald bei Oberschönbach gekommen, wo ein junger Bursche auf ihn zutrat. — Präs.: Hat er ein Gewehr gehabt? — Zeuge: Ja, über die Schulter gehängt und einen **Havelock hat er** getragen. Wo gehst Du hin? hat er gefragt. Dann **erkundigte** er sich, wieviel Gendarmen in Kühbach seien. Als ich sagte **drei bis vier**, meinte Kneißl, fünf weiß ich gewiß. Dann fügte er **bei**: „Der Schiltberger Kommandant muß noch kaput sein, geh's wie's mag. Er fragte dann: „Was geschieht dem Kneißl, wenn sie den erwischen?" Ich erwiderte: „Das weiß ich nicht." „Ich bin der Kneißl," sagte er weiter. Ich ging noch eine Strecke mit ihm. „Giebt **es in Kühbach auch Nachwache?"** fragte er. „Ja!" sagte ich, worauf **Kneißl** sagte: „Die macht mir nichts." Dann sagte er zu mir: „Du **gehst mir langsamer**." Dabei war ihm ein falscher Bart heruntergerutscht, **den er** hängen ließ. Er hat mir Fleisch und Brot angeboten, ich **wollte jedoch** nichts essen. Er aber sagte: Du mußt essen. Er wollte **mir auch** 10 Pfennig schenken, ich aber habe sie nicht angenommen. — Kneißl: Niemals habe ich einen Havelock getragen und nie bin ich in dieser Gegend gewesen. Es haben sich sehr viele als **meine Person** ausgegeben. — Staatsanwalt: **War es damals hell**: — Zeuge: **Ja**. — Staatsanwalt: Erkennst Du den **Kneißl** wieder? — Zeuge: **Ja**. Kneißl schüttelt über diese Aussage den Kopf.

Dem Gütler Franz Maier aus Irchenbrunn legt der Präsident die Frage vor: Was wissen Sie vom 30. November? — Zeuge: Die Fleckbäuerin ist in der Nacht gekommen und hat gesagt, er solle aufstehen, zwei Gendarmen seien erschossen und der Kneißl sei da. — Präs.: Was haben die Leute am anderen Tage gesagt? — Zeuge: Er hätte den Kneißl nicht hinein lassen sollen. — Vert. Prechtl: Hat Rieger nicht gesagt, er habe den Schachermüller so lange aufgehalten, er habe ihn schier nicht mehr halten können. — Präs.: Meinen die Leute nicht, er habe die Gendarmen vor die Mündung **des Gewehrs** geliefert? — Zeuge: Das weiß ich nicht.

Der Irchenbrunner Gütler Simon Bichermaier. — Präs.: Was **haben denn die Leute** gesagt über die That? — Zeuge: **Der Fleckbauer ist daran schuld**; er habe die Gendarmen verlocken lassen.

Zimmermann Simon Huber in Irchenbrunn: Wenn es Rieger ehrlich **gemeint** hätte, dann hätte er den Kneißl nicht ins Haus gelassen.

Bauer Kurzbauer aus Unterweikertshofen: Ich meine, der Fleckbauer hätte das Schießen verhindern können, wenn er es ehrlich gemeint **hätte**. Ueber Kneißl kann ich nichts Schlechtes aussagen.

Der Gendarm August Stegmann in Aichach deponiert **auf Befragen**: Ich habe öfter mit dem verwundeten Scheidler über die That gesprochen. Scheidler bemerkte, er sei zuerst hinter das Haus gegangen, dann **erst, als die Burschen** klopften, sei er vorgegangen. Als die Thüre auf **war**, zeigte der Fleckbauer rechts in die hintere Kammer. Der Brandmeier ging voraus, fand jedoch die Thür zu dieser Kammer von außen verriegelt, der Kneißl konnte also nicht drin sein. Bei der Wendung nach der Küche fiel der erste Schuß; der Brandmeier stürzte zusammen, das Licht erlosch. Scheidler gab in der Richtung des Feuers einen Schuß ab, brach aber fast zu gleicher Zeit zusammen. Scheidler habe oft gesagt: Wenn der Fleckbauer den Willen gehabt hätte, dann hätte er den Kneißl gefangen nehmen können; er hätte nur die Hausthüre offen lassen brauchen. Scheidler habe auch noch Kneißl und **Rieger** miteinander sprechen hören. Oefter erzählte Scheidler, daß Kneißl dem Brandmeier einen Stoß gegeben und geäußert habe: Du bist gut hin! Dr. v. Pannwitz: Eigentümlich ist, daß im Protokoll von dem von dem Zeugen Vorgebrachten fast gar nichts steht.

Kriminalwachtmeister Jakob Renner sagt aus: Als am 4. März Kneißl verhaftet war, habe ich mich am Heruntertragen über die Stiege beteiligt. Kneißl hat ganz von selbst in ziemlich verzweifelter Stimmung angefangen zu klagen: „Der Fleckbauer ist an allem schuld!" Er wurde in den Stadel verbracht. Dort angekommen fragte ich den Kneißl: „Was meinen Sie damit, daß der Fleckbauer an allem schuld sei?" Mittlerweile kam ein Herr und fragte, ob geistlicher Beistand gewünscht werde? Kneißl wurde ins Zottbauernanwesen getragen. Ich erneuerte meine Frage und er sagte: „Der Fleckbauer ist an allem schuld. Er hat gesagt, Du bleibst da, ich schieß' fort, Du schießt sie nieder und dann weiß niemand was?" — Dr. Pannwitz: Kneißl sagte, daß er in roher Weise mißhandelt wurde und nur aus Furcht vor weiteren Mißhandlungen diesen Ausspruch that. — Zeuge: Die Schutzleute waren erregt, teils aus Freude, daß man ihn hatte. Alles ist auf ihn eingestürmt, ein dichter Knäuel war um ihn. Besondere Beobachtungen von Mißhandlungen habe ich nicht gemacht. — Dr. Pannwitz: Die Erbitterung und Erregtheit der Leute mußte das Bewußtsein doch nahezu trüben? — Staatsanwalt: Alle Fragen, die sich auf die Festnahme beziehen, bitte ich den Herrn Präsidenten, abzuschneiden, denn sie können nur den Zweck haben, Sensation zu machen und Mitleid zu erregen. — Dr. Pannwitz: Oho!

Dr. v. Pannwitz (heftig): Gegen den Vorwurf der Sensationshascherei verwahre ich mich ganz entschieden. Es handelt sich hier um den Kopf eines Menschen. Ich lasse mir von der Staatsanwaltschaft keinen solchen Vorwurf machen. — Präs.: Ich halte die Frage der Verteidigung für berechtigt. — Dr. v. Pannwitz: Als Kneißl die Treppe heruntergetragen wurde, ist er schwer mißhandelt worden; ich werde den Nachweis dafür erbringen. — Kneißl: Ich kann die Aeußerung nicht gemacht haben. Ich habe sehr viel Blut verloren. So was habe ich noch nicht gesehen in meinem Leben (Lachen), wie die Schutzleute auf mich los sind.

Kneißls Tante Marie Danner teilt über die Familie Kneißl und die Erziehung der Kneißlbuben einiges mit und bejaht die Frage des Dr. v. Pannwitz, ob es wahr sei, daß der Mathias der ruhigere und bravere der beiden Kneißlbuben gewesen sei.

Polizeikommissär Joseph Heinrich Bossert aus München wird über die Aeußerung des Kneißl: „Der Fleckbauer ist an allem schuld" befragt. Mir gegenüber, sagt er, hat Kneißl die Aeußerung nicht gemacht. Präs.: War Kneißl bei vollem Bewußtsein? Zeuge: Ich hatte die Meinung, daß er sehr schwer verwundet sei und glaube auch, daß er nicht bei vollem Bewußtsein war. Präs.: Glauben Sie, daß das von Kneißl Gesagte der Wahrheit entsprach? Zeuge: Die Tonart, in der er das sagte, ließ annehmen, daß er die Wahrheit sage. Pannwitz: Wurde Kneißl so mißhandelt, daß er sich fürchten konnte? Zeuge: Ob er droben mißhandelt wurde, weiß ich nicht. Das ganze Volk wie die Gendarmen und Schutzleute haben wie die Wilden gethan. Ich selbst habe Schläge und Püffe bekommen.

Zeuge Stationskommandant Johann Abt von Maisach war am 5. März, vormittags 10 Uhr, beim Zottbauernanwesen. Unmittelbar nach der Beichte sagte ich zu Kneißl: „Warum bist so dumm gewesen und hast die Gendarmen erschossen?" „Ich hätte es nicht gethan, aber der Fleckbauer hat gesagt, ich solle alle drei erschießen, dann soll ich wieder gehen, kein Mensch weiß dann etwas!" erwiderte Kneißl.

Die Witwe des getöteten Scheidler, Franziska Scheidler: giebt an: Als ich nach Irchenbrunn zu Rieger kam, sagte er: „Es wird schon so sein, daß die ganze Geschichte an mir 'nausgeht." — Präs.: Hat Ihr Mann sich darüber ausgesprochen, daß der Fleckelbauer die Gendarmen in den Hinterhalt gelockt hat? — Zeugin: Davon hat er nichts gesagt.

Der später die Untersuchung führende Landgerichtsrat (nunmehrige Erste Staatsanwalt) Dröber deponiert: Kneißl erzählte, daß er am fraglichen Abend von Unterweikertshofen nach Irchenbrunn ging, um Unterkunft zu haben. Er habe ein paarmal in die dortige Wirtschaft gesehen und den herauskommenden Rieger gefragt, ob er ihn nicht ein paar Tage behalten wolle. Rieger habe gefragt, ob er was mitbringen solle, was Kneißl bejahte. Dann gingen sie zu Haute. Auf dem Wege habe Rieger gesagt: „Hiasl, sei g'scheit, ich hab' zu den Gendarmen g'schickt, wir krieg'n alle drei! Wenn's hin sind, weiß niemand was!" In der Stube habe der Fleckbauer diese Worte wiederholt. Kneißl fuhr fort: „Ich hab' mir gedacht, ich schieß' in den Boden hinein und schau, daß ich hinten 'naus komme. Er habe hinaus wollen, aber der Fleckbauer habe ihn zurückgehalten und habe das Licht ausgelöscht. Präs.: Bei der Wichtigkeit der Aussage frage ich Sie: Haben Sie den Eindruck gehabt, daß dieser Ausspruch ohne Trübung des Bewußtseins, bei klarem Sinn geschah? Zeuge: Ja. Eins möchte ich noch bemerken: Kneißl war schwach. Das ist zweifellos. Die Vernehmung ist in sehr leisem Tone geführt worden. Während der Vernehmung war Kneißl einmal eingeschlummert. Bei geschlossenen Augen brachte er dann die Worte hervor: „Kugel, Kugel!" Ich habe ihn wachgerufen und mich dann länger mit ihm unterhalten. Zeuge Dr. Krecke behandelte Kneißl von Anfang bis Ende in der chirurgischen Klinik. Ich wurde befragt, ob der Kranke vernehmungsfähig sei. Wir wollten ihn nicht vernehmen lassen, aber weil es dringend war, habe ich im Einverständnis mit Herrn Dr. Angerer eine Vernehmung zugelassen. Kneißl konnte klar und logisch antworten. Dr. v. Pannwitz: Ist Ihnen bekannt, daß Kneißl bisweilen bewußtlos war? Konnte angenommen werden, daß er bei der schweren Verletzung und der Operation, bei den großen Schmerzen überlegte Antworten geben konnte, wie ein Mann, dem sonst nichts fehlt? Zeuge: Er war sehr schwach, aber im Besitze seiner ganzen Geisteskräfte. Nur über die Trübung des Bewußtseins giebt Zeuge noch einigen Aufschluß. Er könne sich ja denken, daß Kneißl etwas gesagt hat, was er sonst nicht gethan hätte. Er kann falsche Angaben gemacht haben. Untersuchungsrichter Dröber tritt nochmals vor und giebt an, daß Kneißl einmal in Bewußtlosigkeit verfiel. Eine zusammenhängende Erzählung hat Kneißl bei seiner Vernehmung nicht gegeben, nur eine Fragenbeantwortung.

Sächsische Angelegenheiten.

Die sächsischen Reformer haben am Sonntage in **Bautzen** ihren Parteitag abgehalten. Nach den Berichten in der Deutschen Wacht und einigen Amtsblättern sind Reden über den Burenkrieg, die Chamberlainschen Verdächtigungen und die Pläne der Antisemiten in Sachsen gehalten worden. Man hat auch über die Thätigkeit des verflossenen Geschäftsjahres und über die Kassenverhältnisse Bericht erstattet. Von alledem aber erfährt man wenig. Die Wacht geht über die Auslassungen Zimmermanns über die Kassenverhältnisse des Landesverbandes mit der Bemerkung hinweg: „Redner bespricht hierauf die Kassenverhältnisse des Landesvereins." Viel Erfreuliches wird er wohl nicht zu berichten gehabt haben, das erklärt allerdings die Kürze zur Genüge. Aus dem Bericht eines Herrn Herrlein aus Dresden erfährt man, daß es dem Landesverein nur dadurch möglich gewesen ist, die alten Schulden los zu werden, daß der Schriftführer und der Schatzmeister auf ihre Gratifikationen verzichtet haben. Die Mitteilung, daß trostlose Ebbe in der Kasse herrscht, versucht der Berichterstatter der Geschäftsstelle nicht ungeschickt durch die Erklärung zu vermeiden: Wir stehen jetzt schuldenlos da. Die Thatsache, daß die Antisemiten kein Geld in ihrer Kriegskasse haben, spricht um so mehr für das Siechtum dieser Partei, weil im verflossenen Geschäftsjahre sehr, sehr wenig gethan worden ist. In ganz Sachsen sind 27 Versammlungen abgehalten worden, von Flugblattverteilungen und sonstiger Agitation wird überhaupt nichts berichtet. So wenig Thätigkeit und so wenig Geld — das spricht nicht gerade für einen neuen Aufschwung in der Reformpartei, von dem man auf dem Parteitag in Sachsen schwärmte.

Für die Agitation in nächster Zeit soll die Losung sein: Zusammenschluß aller Kräfte auf aussichtsreiche Wahlkreise. Das ist sehr klug. Die Sache ist nur insofern schwierig, als die Aussichten für die Reformer in Sachsen ebenso schlecht sind, wie ihre Einsicht. — Wie es mit dieser bestellt, zeigten sie wiederum bei der Beratung über einen Antrag, der Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit von der Regierung und dem Landtage forderte. Dieser von einem Herrn Mai in Löbtau herrührende Antrag war das Signal zu einer ähnlichen Szene, wie sie kürzlich im Stadtverordneten-Saale in Dresden bei einem ähnlichen Anlasse durch einige Antisemiten in Szene gesetzt wurde. Der Reichstagsabgeordnete Gräfe war gegen den Antrag, weil — man höre — die industrielle Krisis durch die Sozialdemokratie verschuldet worden sei. Daß dieser Blödsinn in einem homerischen Gelächter erstickt sei, darüber weiß das Bautzner Amtsblatt, das über die Rede Gräfes berichtet, nichts zu melden. Die Herren auf dem antisemitischen Parteitag scheinen sonach diese Ansicht gar nicht für „so ohne" gehalten zu haben. Ueberraschen würde uns selbst das nicht. Ueber die konfusen Ausführungen des Herrn Glöß in

Aus Kunst, Wissenschaft und Leben.

Nietzsche und der Sozialismus. Von der Welt- und Lebensanschauung des im vorigen Jahre verstorbenen Philosophen zu der des Sozialismus scheint kein Weg und keine Brücke zu führen. Aber wie die Aristokratie im höheren und edleren Sinne, d. h. die Führerschaft der Tüchtigsten, schließlich nichts anderes ist, als das letzte Ergebnis der Demokratie, und wie die sozialistische Ordnung der wirtschaftlichen Dinge am Ende doch nur dem langen Wettkampfe um des Lebens höchste Güter die Wege ebnen soll: so laufen auch zwischen dem aristokratischen Individualismus Nietzsches und den Grundlagen der sozialistischen Demokratie mannigfache Verbindungsfäden hinüber und herüber, und auf verschiedenen, oft weitentfernten von einander abführenden Pfaden lenken sie beide zu demselben letzten Ziele. Eine höhere Kultur und ein neues Menschengeschlecht zu schaffen ist beider Ideal.

Nietzsches Philosophie geht von der naturwissenschaftlichen Entwickelungslehre aus. Wie aus den niederen Tiergattungen allmählich höhere Arten entstanden sind, so soll aus dem heute lebenden Menschengeschlecht, das noch keineswegs den Abschluß der Entwickelung bedeutet, eine vollkommenere Spezies, der Uebermensch, hervorgehen. Und wie die Veredelung im Tierreich durch Auswahl der lebensfähigeren Individuen, durch Besiegung und Ueberwindung der Schwächeren durch die Stärkeren, sich vollzogen hat, so soll auch der Kampf, der „jauchzende Wettkreis", der Hebel zur Schöpfung des Uebermenschen werden.

Die heute anerkannte Moral, die in den Anschauungen des Christentums wurzelt, hemmt — so sagt Nietzsche — den naturgemäßen Fortschritt in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Indem sie befiehlt, den Schwachen zu schonen, lähmt sie die Thatkraft des Starken und betrügt ihn um seine natürlichen Rechte. An Stelle dieser christlichen „Sklavenmoral", die in einer Zeit der Dekadenz, des geistigen und körperlichen Niederganges, entstanden ist und von der die aufstrebenden, zukunftsfrohen Völker nichts wissen und nichts wußten, setzt Nietzsche die „Herrenmoral". Sie lehrt den Egoismus in seiner radikalsten und zugleich edelsten Gestalt. Sich selbst soll das Individuum durchsetzen, seine eigenen mannigfachen Qualitäten in möglichster Vollkommenheit entfalten, ohne Rücksicht auf die Tendenzen und Interessen der anderen. Aber nicht zur Befriedigung niederer Triebe des einzelnen darf dieser Egoismus führen, sondern er soll lediglich als Mittel zu den höchsten und reinsten Zwecken dienen. Härte gegen die Mitmenschen, aber vor allem Härte gegen sich selbst — verlangt die Herrenmoral. Geschont darf nichts und niemand werden. Es gilt ja die Zukunft des Menschengeschlechts, die Schöpfung des Uebermenschen — da müssen alle anderen Rücksichten schweigen. Das Mitleid der Einzelnen gegen die Einzelnen bringt, indem es die Schwachen bevorzugt und dadurch die Starken benachteiligt, die Gattung als Ganzes herunter. Darum sind wir — aus Mitleid mit der Gattung und deren Zukunft — zur Härte gegen die Einzelnen verpflichtet. Nur aus dem Kreise der Tüchtigen, der Großen und Starken kann das neue Geschlecht der Uebermenschen sich bilden; die Schwachen und Kleinen sind untauglich für diese höchste Aufgabe der Menschheit.

Der Uebermensch — die Begründung eines goldenen Zeitalters durch die Schöpfung neuer, vollkommener Menschen — ist ein Gedanke von bezaubernder Gewalt, ein Ziel, so hoch und rein, wie es keine Moraltheorie und keine Religion der Welt dem Menschengeschlechte jemals gewiesen hat. Und doch — welch verworrene Irrwege sollen uns zu diesem Ziele führen! Unsere Sklavenmoral, sagt Nietzsche, das Mitleid, die christliche Nächstenliebe ist schuld daran, daß der Entwickelung unseres Geschlechtes bis heute der höhere Flug versagt blieb. Aber wo, fragen wir, wo in aller Welt herrscht denn diese Sklavenmoral? Wo ist denn das Christentum mit den Geboten der Nächstenliebe und Feindesliebe jemals ein wirksamer Faktor im realen Leben gewesen? Ist es nicht vielmehr der Trieb des Einzelnen, sich und seine individuellen Interessen durchzusetzen, sind es nicht vielmehr die egoistischen Instinkte, die überall und zu allen Zeiten als die mächtigsten Triebfedern im Leben des Einzelnen und im Leben der Völker erschienen und erschienen? Das neue, mit so stolzer Emphase verkündete ethische Postulat Nietzsches ist nichts, als ein uraltes Naturgesetz, das ewig galt und ewig wirksam war. Nicht eine Moral der Zukunft hat Nietzsche geschaffen, sondern er hat nur die Maximen, die für die Praxis des Lebens bestanden, solange es einen Kampf ums Dasein giebt, als Sittenlehre kodifiziert.

Der Wille zur Macht und die Lust am Wettstreit leben in jedem. Sie brauchen weder erst geschaffen, noch gestärkt zu werden. Die Aufgabe unserer Zeit und aller Zeiten ist es vor allem, die Bedingungen des Kampfes so zu ordnen, daß auch wirklich die Tüchtigsten und Würdigsten als Sieger hervorgehen. Als die erste Bedingung aber erscheint die Gleichheit der Waffen. Gleichheit der Waffen — nicht das Resultat einer autokratischen und naturfeindlichen Nivellierung, sondern Gleichheit der Waffen im Sinne des, je nach individuellen Fähigkeiten und Neigungen, besten Rüstzeugs für jeden. Diese erste und in jedem Sinne vornehmste Bedingung hat Nietzsche ignoriert. Daß aus Mangel an notwendigem Rüstzeug heute nur ein kleiner Bruchteil der Berufenen an dem Wettstreit teilnehmen kann, kümmert ihn nicht. Absichtlich oder unabsichtlich übersieht er die materiellen Grundlagen der Erscheinungen, mit denen sich sein Denken beschäftigt. Daß der Mensch, um sich künstlerisch, wissenschaftlich etc. zu bethätigen, zunächst leben und sein Leben erhalten muß, ist dem Scharfblick dieses weltfremden Weltweisen entgangen. Ueber die wirtschaftlichen Elemente der sozialen Ordnung oder Unordnung schwingt sich seine Philosophie mit kühnem Salto mortale hinweg. Er denkt und fühlt in einer Gesellschaft, die aus Rentiers besteht, und aus dem Rentierstande, träumt er, werden die Adels- und Uebermenschen hervorgehen, die das sonnige Reich der Zukunft zu erbauen berufen sind. Der jauchzende Wettstreit, meint er, werde eine heilsame Auslese zur Folge haben, er werde die Schwachen hinwegspülen und die Starken zu Herrschern machen. Aber sind es denn wirklich die Berufenen, die in diesen Wettkampf eintreten? Wo wird die erste und folgenschwerste Auslese gehalten? Nicht auf dem Felde der geistigen, sondern auf dem der wirtschaftlichen Kämpfe. Wer hier Sieger geblieben ist, der allein wird zur engeren Konkurrenz um die Schöpfung des Uebermenschen zugelassen, der allein darf an dem jauchzenden Wettkreis teilnehmen, aus dem die neue Adelsspezies hervorgehen soll. Aber haben die, die im wirtschaftlichen Kampfe sich auszeichneten, zeichneten, durch Glück oder auch durch Tüchtigkeit sich auszeichneten, dadurch auch die Befähigung nachgewiesen, Träger und Mehrer der Kultur, Stammväter eines neuen, höheren Geschlechts zu sein? Würden nicht, wenn wirtschaftlich alles so bliebe, wie es heute ist, am Ende der glückliche Spekulant, der skrupellose Börsenjobber die Ahnherren des Nietzscheschen Uebermenschen werden?

Eine unheilvolle Auslese ist bereits gehalten. Nach einem kulturfeindlichen Prinzip, dem des wirtschaftlichen Faustrechts, sind die Besitzenden von den Nichtbesitzenden nicht nur ökonomisch, sondern kulturell geschieden. Nur der Besitzende vermag sich Bildung zu erwerben, und nur der Gebildete vermag alle Früchte der Kultur sich zu eigen zu machen, nur der Gebildete darf in den Wettstreit eintreten, aus dem eine neue, höhere Kultur erwachsen soll. Anstatt die überreiche Fülle der Tüchtigen, die heute durch ein widriges Geschick in den Niederungen des Proletariats ungenutzt verkommen, emporzuführen und fähig zu machen zum Wettkampf der Geister, anstatt den unendlichen Schatz an kulturellen Kräften zu heben, der ringsum begraben liegt, will Nietzsche mit der Handvoll Besitzender, die vielleicht durch einen glücklichen Zufall heute oben auf der Welle treiben, das neue Zeitalter begründen, den neuen Menschen schaffen. Er weist die Millionen und Abermillionen Mitarbeiter zurück, die vielleicht in einem Jahrzehnt das vollbringen würden, wozu sonst Jahrhunderte nicht ausreichten, und will nur diejenigen als Berufene anerkennen, die ein Zufall in seine soziale — nicht etwa in seine moralische oder intellektuelle — Nachbarschaft gerückt hat.

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/5
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Dresden und der anderen Redner wollen wir mit Schweigen weggehen; sie erheben sich zumeist nicht über das Niveau der Gräfeschen. Die Thatsache, daß der Antrag abgelehnt wurde, beleuchtet die antisemitische Arbeiterfreundlichkeit ohnehin zur Genüge. Um den üblen Eindruck etwas zu verwischen, zu retten, sprang zuletzt Zimmermann noch mit einer Resolution ein, die besagt, daß angesichts der großen Arbeitslosigkeit bei Staatsbauten nur reichsdeutsche Arbeiter beschäftigt werden sollten und wodurch der „Vorstand" und die Presse ersucht wird, im Geiste der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 nach wie vor die sozialreformerischen Aufgaben der Partei für alle arbeitenden Volkskreise, zu denen nicht bloß einseitig die Industriearbeiter, sondern ebenso die Handwerker usw. unter Abwägung der gegenseitigen Interessen zu zählen sind, im Auge zu behalten, demgemäß auch die Frage der Durchführbarkeit der Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit.

Also nicht der Landtag, sondern die — Presse soll für Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit sorgen. Es ist zum Lachen. Der Parteitag der sächsischen Antisemiten bildet abermals ein Merkzeichen für den Rückgang der Reformpartei und die Verständnislosigkeit dieser Partei für soziale Fragen.

Die Einnahmen der sächsischen Staatsbahn bleiben dauernd ungünstig. Im Oktober betrugen sie nach vorläufigen Feststellungen insgesamt 11 362 850 M., das sind 611 586 M. weniger als im gleichen Monate des Vorjahres. Hiervon entfallen 3 246 330 M., weniger 81 780 M., auf den Personenverkehr, 6 806 200 M., weniger 412 515 M., auf den Güterverkehr und 1 310 320 M., weniger 117 291 M., auf sonstige Einnahmequellen. Die Gesamteinnahme vom 1. Januar bis Ende Oktober umfaßt danach 109 891 489 M. und bleibt damit um 5 360 664 M. hinter der im gleichen Zeitraume des Vorjahres zurück.

Die Wohnungsgeldzuschüsse für Staatsbeamte sollen nach der neuen Gesetzesvorlage über diese Angelegenheit nach folgendem Tarife gewährt werden:

Beamtenklasse	Jahresbetrag des Wohnungsgeldzuschusses für die Ortsklasse:				
	I	II	III	IV	V
	M.	M.	M.	M.	M.
1.	1200	960	720	570	420
2.	960	750	540	450	360
3.	720	580	440	390	280
4.	430	350	270	210	150
5.	310	250	190	140	95
6.	240	190	140	100	60

Die höchstbezahlten Beamten in der ersten Beamtenklasse erhalten, wie man sieht, das meiste — so viel wie der Gehalt vieler unteren Beamten ausmacht, die letzte Klasse ist dagegen sehr spärlich bedacht worden. Die Verschiedenheit der Zuschüsse in den Ortsklassen soll der verschiedenartigen Steigerung der Mietpreise entsprechen. Dresden und Leipzig befinden sich in Ortsklasse 1, Chemnitz, Plauen i. V. und Zwickau in Ortsklasse 2, Annaberg, Limbach, Löbau, Pirna und Wurzen in Ortsklasse 3. In Klasse 4 befinden sich 140 Städte und Dörfer von mittlerer Größe, darunter Döbeln, Roßwein, Leisnig, Waldheim, Meißen, Riesa, Grimma, Mittweida, Oschatz, Rochlitz, Großenhain, während Klasse 5 sämtliche übrigen Ortschaften (u. a. Hartha, Mügeln, Lommatzsch, Nossen usw.) umfaßt.

Die Wohnungsgeldzuschüsse erfordern eine Mehrausgabe von 5 972 403 M. Angesichts der Thatsache, daß man noch nicht weiß, wie man den gesamten Mehrbetrag von 38½ Millionen Mark decken soll, werden sich die Beamten kaum in der Hoffnung wiegen können, die Zuschüsse ohne Abstriche zu erhalten. Wenn man Abstriche macht, wird man sich hoffentlich auf die ersten Beamtenklassen beschränken.

Hohenstein-Ernstthal. Nach einer Meldung des Hohenstein-Ernstthaler Tageblattes ist es, wie telegraphiert wird, unseren Genossen gelungen, in das Stadtverordnetenkollegium einzudringen. Die drei vom sozialdemokratischen Volksverein aufgestellten Kandidaten sind sämtlich mit großer Mehrheit gewählt worden. Ein Bravo unseren Genossen in Hohenstein-Ernstthal.

Pirna. Am Sonntag fand im Hotel Schwarzer Adler eine Versammlung der Thalsperr-Interessenten aus Gottleuba, Langenhennersdorf, Neundorf, Pirna und Rottwerndorf statt. Die Versammlung sprach sich dahin aus, wiederum um Errichtung der Stauanlage bei Haselberg im oberen Gottleubathale zu petitionieren, und zwar nach dem bereits früher im Auftrage der Staatsregierung aufgestellten Projekte. Es wurde hierbei noch der Wunsch zum Ausdruck gebracht, thunlichst bald mit dem Bau zu beginnen, um dem herrschenden Mangel an Arbeitsgelegenheit einige Abhilfe zu schaffen. Die ganze Thalsperre würde eine Million Mark kosten. Die aufgewendete Summe verspricht eine gute Rentabilität, da die anwesenden Industriellen und Gemeindevertreter eine Erhöhung der zu leistenden Beiträge bestimmt zusicherten.

Großenhain. Wegen fahrlässiger Tötung mußte sich der 13 Jahre alte Schulknabe Karl Max Schlegel aus Naundorf vor dem Dresdner Landgerichte verantworten. Schlegel, welcher nach Frauenhain in die Schule geht, kam am 11. September mit dem etwa gleichaltrigen Schulknaben Haupt in Streit. Schlegel nahm einen Feldstein von der Größe eines starken Hühnereies und warf damit nach seinem Gegner. Dabei traf er ihn so unglücklich in den Nacken, daß Haupt niederstürzte und augenblicklich tot war. Das Gericht ist der Ansicht, daß hier mehr ein unglücklicher Zufall als fahrlässiges Verschulden obwaltete. Aus dieser Erwägung heraus wird nur auf zwei Wochen Gefängnis erkannt. Das Bewußtsein, ein Menschenleben vernichtet zu haben, sei, so heißt es in der Urteilsbegründung, schon an sich eine schwere Strafe für den Angeklagten.

Ehrenfriedersdorf. Eine erschütternde Brandkatastrophe, der drei Menschenleben zum Opfer gefallen sind, hat sich am Montag in den frühen Morgenstunden in den Wirtschaftsgebäuden des Ziegelei- und Wirtschaftsbesitzers Albin Barthel hier ereignet. Das Feuer ist früh gegen 4 Uhr in der mit Erntevorräten gefüllten Scheune auf bisher unermittelte Weise ausgekommen. Der Rauch ist durch eine Verbindungsthür in das angebaute einstöckige Wirtschaftsgebäude gedrungen und hat die aus dem Ehepaar und sieben Kindern bestehende Familie im Schlafe überrascht. Die 38jährige Ehefrau und zwei Knaben im Alter von 8 Monaten bezw. 6 Jahren fanden den Erstickungstod, während die beiden ältesten Kinder im Alter von 15 und 13 Jahren aus dem Fenster sprangen. Drei Kinder im Alter von 9, 6 und 2 Jahren haben schwere Brandwunden erlitten. Der 41jährige Ehemann wurde besinnungslos im Hausflur aufgefunden und einstweilen in einem Nachbargute untergebracht. Die kranken Kinder wurden ins Krankenhaus gebracht, während der Vater, der wiederholt in Krämpfe verfiel, noch auf dem Nachbargute verblieb. Das Wohnhaus und das Scheunengebäude sind bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt, vom Mobiliar ist nur wenig gerettet.

Kleine Nachrichten aus dem Lande. Am Montag nachmittag wurde im Connewitzer Holze bei Leipzig ein Mann erschossen aufgefunden, der später als der Direktor des Zörbiger Bauvereins, Otto Gramm aus Zörbig bei Bitterfeld, erkannt wurde. Der Beweggrund der That ist unbekannt. — In der Schulzeschen Färberei in Chemnitz stürzte ein 33jähriger Arbeiter Namens Paul Hugo Weber aus Hartha, der beim Einheben von Wolle das Gleichgewicht verloren hatte, kopfüber in den mit kochendem Wasser gefüllten Bottich. Der Bedauernswerte, der sofort von Mitarbeitern wieder herausgezogen wurde, erlitt schwere Brandwunden am ganzen Oberkörper. — In Röchwitz bei Plauen i. V. ist gestern abend 10 Uhr das Herrn Gutsbesitzer Arnold gehörige unbewohnte Bauerngut abgebrannt. Mit verbrannt sind mehrere Kühe, sowie die gesamten Vorräte und das Inventar. — Das sechsjährige Söhnchen des Schneidermeisters Bardal in dem böhmischen Grenzorte Schmiedeberg (Erzgebirge) entnahm, während Vater und Mutter in der Werkstätte beschäftigt waren, der offenen Schublade einen geladenen Revolver, um damit zu spielen. Plötzlich ging ein Schuß los und das im Zimmer anwesende, vierjährige Schwesterchen des Knaben sank in die Brust getroffen zu Boden. Das schwerverletzte Mädchen wurde in das Spital nach Karlsbad gebracht. — Der abends 8 Uhr von Rochlitz nach Waldheim verkehrende Personenzug ist am Sonntag auf dem Bahnhofe Geringswalde infolge Versagens des Einfahrtssignals am Arraer Uebergange auf eine rangierende Lokomotive aufgefahren. Dabei haben beide Lokomotiven und ein Güterwagen durch Brüche an den Puffern Beschädigungen erfahren und sind vier Reisende, und zwar Hermann Arthur Zimmermann, Emma Schneiderheinze, Lehrer Ernst aus Geringswalde und Anna Hedwig Knorr aus Arras verletzt worden, glücklicherweise aber nur leicht. Außer einer Verspätung des Personenzuges traten Störungen im Betriebe nicht ein. — Einem größeren Warenschmuggel sind, wie aus Annaberg gemeldet wird, dieser Tage österreichische Finanzbeamte auf die Spur gekommen. Von Sachsen aus wurde versucht, einen großen Posten Möbelposamenten unverzollt über die nahe österreichische Grenze nach Weipert einzuführen. Als die Schmuggler sich entdeckt sahen, ließen sie die Waren im Stich und entflohen. Die Waren wurden auf das Zollamt in Weipert übergeführt.

Stadt-Chronik.

Wieder ein „Gebrandmarkter". Im Briefkasten der Dr. Nachr. meldet sich wieder einer, dem durch eine Behörde der Weg zu ehrlicher Arbeit verlegt worden ist. Der Mann schreibt:

„Nach dreimonatiger Stellungslosigkeit war es mir einmal geglückt, eine gute Stellung zu erhalten. Hierzu brauchte ich Zeugnisse, die ich auch von meinem 14. Lebensjahre an beibrachte, und da ich mich überall, wo ich gewesen bin, gut geführt habe, so waren auch meine Zeugnisse gut. Nun muß ich aber mitteilen, daß ich eine Strafe in meiner Schulzeit verbüßt habe, und das hat der Stadtrat des Ortes, wo ich zuletzt drei Jahre gewohnt habe, auf dem Zeugnis vermerkt (!), obgleich ich ausdrücklich nur um ein Zeugnis für die Zeit meines Dortseins gebeten hatte. Da aus dem Zeugnis nicht ersichtlich war, daß die Strafe in meine Schulzeit fiel, so wurde mir nicht geglaubt und ich wurde sofort aus meiner Stellung entlassen. Die von mir veranlaßte gerichtliche Feststellung erfolgte zwar, aber die Stellung bekam ich nicht wieder. Auf mein Gesuch an den Stadtrat, in welchem ich um ein anderes Zeugnis bat, wurde mir ein abschlägiger Bescheid. Auf meine Beschwerde wurde mir eröffnet, daß ich die Strafe verbüßt habe, und das gehöre ins Zeugnis. Als Bürger und nach 22jähriger guter Führung entzieht man mir auf diese Weise meine ganze Familien-Existenz, denn mit diesem elenden Zeugnis bekomme ich keine Stellung mehr . . ."

Der Fall spricht so für sich selbst, daß er keines Wortes der Kritik bedarf.

Wohin aber diese Zeugnisform mancher Behörden und ebenso die famose „Polizeiaufsicht" führen, das lehrt uns auch der Fall Kneißl! Auch Kneißl wollte in ehrlicher Arbeit sein Brot verdienen; da vertrieb ihn der verkehrte Eifer der Polizei von seiner Arbeitsstätte, zwang ihn förmlich in seine Räuberlaufbahn hinein. Hier muß Wandel geschaffen werden. Die heutigen Zustände schreien zum Himmel.

Mit Trampeln und Hochschreien protestierte gestern abend im Zoologischen Garten der Verein deutscher Studenten von der Technischen Hochschule gegen den bekannten Ausspruch Chamberlains über die deutschen Krieger von 1870 und 1871. Für eine politische Versammlung, als solche wurde sie wenigstens vom Vorsitzenden bezeichnet, machte die Kundgebung einen ungewöhnlichen Eindruck. Der Vorsitzende, sein Stellvertreter und der Schriftführer, die doch sonst höchstens mit einem Bleistift bewaffnet sind, präsidierten mit dem blanken Studentenschläger und hatten ihre an die englische Militärmütze erinnernden Cerevise aufgesetzt. Auch das Vorzimmer des Saales starrte von waffentragenden Akademikern. Das Waffentragen in politischen Versammlungen ist nun zwar verboten, aber wir geben der Polizei ganz recht, daß sie über diese Kinderei ein Auge zudrückte. Daß sie bei den Bourgeoissöhnchen manches übersieht, paßt sie bei den Arbeitern doppelt scharf auf — so gleicht sich das im „Rechtsstaat" wieder aus!

Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung, indem er mehrmals sein Studentenschwert auf den Tisch niederklatschte und dann die deutschen Fürsten hochleben ließ. Der erste Redner war Prof. Dr. Weidenbach. Noch bevor er das Wort ergriffen hatte, begrüßte ihn ein infernalisches Getrampel, das einen bei dem Gedanken, daß der Saal im zweiten Stock liegt und nur als leichter Konzertraum gebaut ist, in Angst und Schrecken hätte versetzen können. Der Redner bekannte sich als Kriegsteilnehmer von 1870. Das einzige, was er sich im Kriege angeeignet habe, seien eine Kaffeetasse und ein Teller gewesen. Der deutsche Soldat habe nur genommen, was er unbedingt brauchte. Es sei überhaupt eine Beleidigung, das deutsche Heer mit dem englischen zu vergleichen. Der englische Offizier schäme sich seiner Uniform. Nach dem Dienst lege er sofort Zivil an. (In Deutschland gehen die Offiziere natürlich nie abends in Zivil aus. Die Red.) Die Ehre des deutschen Volkes sei durch Chamberlain befleckt worden. Er erwarte nunmehr bestimmt, daß der deutsche Kaiser wie stets so auch in diesem Falle das richtige Wort finden und sprechen werde.

Der zweite Redner, Oberlehrer Dr. Bassenge, war schon etwas aufgeregter. Stellenweise überschrie er sich so, daß man meinen konnte, er gönne dem Bilderbogen Glöß seinen Schreirekord nicht. Herr Bassenge führte u. a. aus: Eine deutsche Zeitung — pfui nein: eine Zeitung, die in deutscher Sprache gedruckt wird, die National-Zeitung — sie ist aber nicht national — (Lachen, Beifall) hat gesagt, man solle sich über die Chamberlainsche Aeußerung nicht so aufregen (Pfuirufe): sie sei nur fünf Zeilen lang (Lachen). Ich bin anderer Meinung. Wäre die Beleidigung auch nur vier Buchstaben lang, so müßte die Erregung die gleiche sein (Trampeln). O wäre doch ein rechter deutscher Mann an berufener Stelle gewesen, der dem englischen Kolonialminister die richtige Antwort erteilt hätte (Trampeln). Wir stehen auf Seite der Buren, denn sie sind unseres Blutes (Beifall). Die Buren hätte man nicht aufgeben dürfen. Sie bilden den wichtigsten Vorposten des Deutschtums im Auslande. (Zurufe: Sehr richtig!) O wenn doch heute das deutsche Volk einen Mann besäße, der fähig wäre, das rechtliche und sittliche Empfinden des deutschen Volkes in staatsmännische Worte und Thaten zu kleiden! Welche herrliche Rolle müßte er spielen! O, der ist uns nun fehlen muß! (Minutenlanges Trampeln und Beifallslärm.) Ausländer dürfen uns heute verhöhnen und es geschieht nichts (Pfuirufe). Wir brauchen heute wieder ein Geschlecht von Staatsmännern mit Rückgrat! (Trampeln.)

Nun erscheint auf der Rednertribüne Rechtsanw. Dr. Häckel, stellv. Vorsitzender der Stadtverordneten: Was ich über Chamberlain denke, werde ich morgen in der städtischen Körperschaft sagen. Die Kundgebung wird in alle Welt hinausgehen. Die Folgen sind mir ganz einerlei. (Redner bricht mit heiserer Stimme ab.) Die Männer an amtlicher Stellen haben versagt; nun warten wir nicht länger. Dem elenden Chamberlain muß gezeigt werden, was wir von ihm denken. (Trampeln.) Das deutsche Volk verlangt von seinen Fürsten, daß das von Bismarck geschmiedete deutsche Reichsschwert unbefleckt bleibt. (Trampeln.)

Ein Assessor verliest hierauf eine ziemlich inhaltlose Protestresolution gegen Chamberlain und sagt dann: Zum Zeichen, daß Sie dieser Resolution zustimmen, erheben Sie sich von Ihren Sitzen und stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Die deutsche Armee lebe hoch, hoch, hoch! (Hochrufe, Trampeln.) Eine Gegenprobe auf diese klassische Abstimmung wurde nicht beliebt. Zum Schluß deklamierte der Hofschauspieler Starcke einige Burengedichte. Schluß: Trampeln — — —.

Unwissende Sozialdemokraten nennt uns die Deutsche Wacht großmäulig anläßlich unserer Kritik der Vorgänge im Stadtverordneten-Kollegium bei der Besprechung der Arbeitslosenfrage. Es hat sie besonders geärgert, daß wir an Herrn Glöß die Frage richteten, woher er seine Weisheit darüber habe, daß ein sozialdemokratischer Parteitag gegen die Arbeitslosenversicherung votiert habe. Und nun renommiert

---

Er ist der zünftige deutsche Universitätsprofessor, der nur denjenigen in die Fakultät hineinlassen will, der das Verdienst hat, mit einem der Herren Kollegen verwandt oder verschwägert zu sein.

Nicht das Recht oder das Unrecht wollen wir dabei wägen, sondern nur auf die furchtbare, zweck- und sinnlose Verschwendung von Kräften hinweisen, die das Resultat des Nietzscheschen Prinzips sein muß. Dieses Resultat hat Nietzsche vorausgesehen, und es bekümmerte ihn nicht. Den Kampf ums Dasein in der Natur hatte er sich zur Richtschnur genommen: hart und verschwenderisch wie die Natur will er und seine Lehre sein. Leider aber übersah er dabei, daß das Menschengeschlecht sich heute nicht mehr im Naturzustande befindet, daß der Mensch, der in einem Kulturlande geboren wird, keineswegs seine natürlichen Kräfte nach Neigung und Fähigkeit gebrauchen darf, sondern von tausend Schranken umgeben ist, die, das Produkt einer langen, im Sinne Nietzsches naturwidrigen Entwickelung, den einen hemmen, während sie den andern schützen. Hätte Nietzsche wirklich die harte und verschwenderische Natur sich als Richtschnur dienen lassen, so müßte er zuerst den Umsturz alles heute Bestehenden proklamieren und dann auf der freigewordenen Bahn den jauchzenden Wettstreit anheben lassen. Er wäre dann vielleicht ein Herold des Anarchismus geworden.

Aber Nietzsche hat die letzten Konsequenzen seiner Lehre nicht gezogen. Er, der ultrarevolutionäre Geist, der keine Autorität anerkannte, an allen überkommenen Wahrheiten und Weisheiten zweifelte, an allem Angestammten rüttelte und den Menschengeist von manchem Jahrtausende alten Vorurteil befreite: er hat vor dem morschen Götzenbild der kapitalistischen Wirtschaftsordnung Halt gemacht und hat dadurch seine Philosophie in unendliche Widersprüche verwickelt und ihren Wert, wenn man die praktischen Konsequenzen betrachtet, fast auf das Niveau eines Kuriosums herabgedrückt. Denn darf man eine Lehre noch ernst nehmen, die am Ende des 19. Jahrhunderts es unternahm, die menschliche Gesellschaft zu vervollkommnen, und dabei die wirtschaftlichen Grundlagen dieser Gesellschaft unberücksichtigt ließ?

Und doch ist auch Nietzsche einer der Vorarbeiter gewesen, die, wenn auch wider Willen, dem Sozialismus die Wege bahnten. Von dem einst so stolzen Bau der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung bröckelt Stein um Stein, und Nietzsches starker kritischer Hammer hat manche festgefügte Mauer eingeschlagen. Und die Zeit wird kommen, wo seine und andere Ideale mehr und mehr verhöhnt erscheinen. Diese Zeit wird kommen, mit dem Siege des revolutionären Proletariats, aus dessen Schoß die neue Kultur und der neue Mensch hervorgehen werden, mit dem Siege der großen geknechteten Masse, die Nietzsche so einfach haßte und verachtete, und die dennoch berufen ist, einst die Verwirklichung seiner Träume herbeizuführen.

Dr. John Schikowski.

Hoftheater. Im Opernhause wird am Donnerstag zum erstenmal gegeben: Feuersnot, ein Singgedicht in einem Akt von Ernst v. Wolzogen. Musik von Richard Strauß, und zwar in folgender Besetzung: Konrad: Herr Scheidemantel; Sentlinger: Herr Nebuschka; Pöschel: Herr Wachter; Schweiker von Gundelfingen: Herr Petter; Hämerlein: Herr Höpfl; Tulbeck: Herr Erl; Kofel: Herr Plaschke; Gilgenstock: Herr Geißler; Robeck: Herr Kruis; Diemut: Frl. Krull; Margret: Frl. Nast; Wigelis: Frl. v. Chavanne; Elsbeth: Frl. Lautenbacher; Ursula: Frl. Schäfer; Walburg: Frl. Stündigl.

Am Freitag geht im Opernhause die Oper Mignon in Szene, und zwar zum Besten der Unterstützungskasse für die Witwen und Waisen der darstellenden Mitglieder.

Professor Eugen Bracht hat den Ruf als Nachfolger des verstorbenen Professors Preller als Lehrer und Vorstand des Meisterateliers für Landschaftsmalerei an unserer königlichen Akademie der bildenden Künste angenommen. Er wird bereits im Januar sein neues Amt antreten.

Elektrisches Kochen und Heizen. Der erste vor größerem Publikum gemachte Versuch, elektrisch zu kochen, ist, soweit bekannt, im Jahre 1883 während der elektrischen Ausstellung in Wien gemacht worden, wo vermittelst einer durch den Strom glühend gemachten Platinspirale Wasser zum Sieden gebracht wurde. Der Versuch wurde mit gleichem Erfolge wiederholt, indem der Platindraht um die Außenwand eines Wasser enthaltenden Glases geschlungen wurde. Diese beiden Versuche enthalten die Grundzüge der beiden heute noch geltenden Hauptarten des elektrischen Kochens, nämlich der Heizung eines Gefäßes von innen heraus, mit sogenanntem Sieder und der Heizung eines besonderen Gefäßes von außen, des eigentlichen elektrischen Kochens. Eine „dritte" Art besteht darin, den Kochgefäßen die erforderliche Wärme durch Wärmeplatten, auf die sie gestellt werden, mitzuteilen. Mit dem elektrischen Kochen und Heizen haben sich verschiedene namhafte Firmen beschäftigt, und jede hat ein anderes Verfahren eingeschlagen, so daß sich mehrere Systeme herausbilden konnten. In der Hauptsache ist es gelungen, den elektrischen Koch- und Heizapparaten die Form unserer sonst üblichen zu geben.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die nach dem patentierten Verfahren von Voigt & Haeffner in Bockenheim hergestellten Apparate. Bei diesem Verfahren werden statt der sonst üblichen massiven Drähte breite Bänder aus einem der Edelmetalle Gold oder Platin als Heizkörper benutzt. Diese Bänder sind so dünn, daß sich ihr Querschnitt auf mechanischem Wege nicht bestimmen und nur rechnerisch mit Hilfe der chemischen Präzisionswage ermitteln läßt. Solch verschwindend kleine Querschnitte haben aber die Eigenschaft, Stromstärken auszuhalten und in Hitze umzuwandeln, bei der Drähte sofort weißglühend und verzehrt werden würden. Die Bänder stellen sich dadurch billig, daß sie aus Lösungen durch Einbrennen auf Emaille-, Glas- oder Glimmerunterlagen hergestellt werden. Der Heizkörper für ein Bügeleisen besteht beispielsweise aus einem Platinbelag auf einer Glimmerplatte. Es fragt sich nun, wie die in den Widerständen erzeugte Wärme dem zu erwärmenden Gegenstande mitgeteilt wird und wieviel davon als nutzbare Wärme thatsächlich zur Verwertung gelangt. Diesbezügliche theoretische Untersuchungen haben nach Abzug aller Verluste ergeben, daß zur Erhitzung eines Liters Wasser von Zimmertemperatur bis zum Sieden bei einem Preise von 20 Pf. pro Kilowattstunde, eine Ausgabe von 2 Pf. erwächst. Der Preis pro Kilowattstunde beträgt 20 Pf. in Frankfurt a. M., Mannheim, Hannover, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg und Straßburg, 12 in Berlin, 15 in Wiesbaden, 18 Pf. in Baden. In Darmstadt, Dresden und Würzburg ist der Strompreis etwas höher und beträgt 25 Pf. Im allgemeinen dürfte aber der Durchschnittspreis von 20 Pf. anzunehmen sein. Bei der elektrischen Küche sind Kohlenstaub, Rauch und Ruß völlig ausgeschlossen; deshalb ist die Reinhaltung der Küche selbst unverhältnismäßig leicht. Die Reinigung des Herdes und Kamines fällt auch fort usw., was alles beim Kochen mit Gas allerdings auch zutrifft. Dieses ist jetzt sehr verbreitet und wird, wo es eingerichtet ist, nur in der kalten Jahreszeit durch das Kochen auf dem Herde abgelöst, da es dann gilt, die Küche zu erwärmen. Im Falle der Einführung der elektrischen Küche würde natürlich genau derselbe Wechsel eintreten. Ein Haupteinwand gegen die Einführung der elektrischen Kochgeräte sind die hohen Anschaffungskosten, doch verliert er sehr an Gewicht, wenn man alle Kosten des einen und des anderen Kochverfahrens gegeneinander aufrechnet.

Wie bei den elektrischen Kochapparaten haben sich auch bei den elektrischen Oefen verschiedene Systeme entwickelt. Bei den in Deutschland gebauten Heizapparaten bestehen die Heizelemente meist aus Körpern mit dünner Glimmerisolierung. Auch haben diese Oefen zur Vermeidung von Wärmeentziehung im allgemeinen ein sehr geringes Gewicht. Die Fabrikanten suchen die verhältnismäßig noch hohen Kosten elektrischer Oefen dadurch etwas auszugleichen, daß sie ihnen eine zu verschiedenartiger Verwendung geeignete Form geben. Bei den transportablen Oefen finden wir beispielsweise aufklappbare durchbrochene Wechselplatten mit Rand zum Wärmen von Tellern und Speisen, Gestelle zum Trocknen von [illegible]

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/6 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

... Welt, daß wir gar nicht zu wissen schienen, was auf dem Frankfurter Parteitag 1894 vorgegangen ist. Das wissen wir sehr genau, sogar aus eigner Erfahrung, aber was dort vorging, rechtfertigt den Vorwurf von Glöß keineswegs. Er hat es so hingestellt, als ob die Sozialdemokraten **überhaupt** gegen jede Art von Arbeitslosenversicherung seien und ihre **prinzipielle** Gegnerschaft auf dem Parteitag zum Ausdruck gebracht hätten. Das ist eine absichtliche Verdrehung. In Frankfurt handelte es sich um einen Antrag, der die **staatliche, die Reichs-Arbeitslosenversicherung** wollte. Und dieser Antrag — es handelte sich ja nicht um eine **programmatische** Festlegung, wie Glöß es hinzustellen beliebt — wurde wegen der **Unmöglichkeit seiner materiellen Durchführbarkeit** abgelehnt. Dieser Grund, der sofort erkennen läßt, daß es sich **nicht um prinzipielle Gegnerschaft** handelt, wird natürlich von der Wacht **unterschlagen**. Sie unterschlägt auch weiter — was zur Beurteilung unserer Stellungnahme in dieser Frage sehr wichtig ist —, daß man in Frankfurt einen **Antrag annahm**, nach dem von Reichs wegen eine **Arbeitslosenenquete** veranstaltet werden sollte. Kann es für einen ernsthaften Sozialpolitiker eine vernünftigere Stellung zur Arbeitslosenfrage geben?! Zu solchen Leuten gehören ja freilich die Wach- und Zimmermänner nicht. Unsere an Herrn Glöß gerichtete Frage konnte auch von jedem, der richtig lesen kann, gar nicht anders verstanden werden. Wir haben bei unserer Kritik scharf den Unterschied zwischen Arbeitslosenversicherung überhaupt und **staatlicher** Arbeitslosenversicherung hervorgehoben, letztere als ein Problem bezeichnend. Es bleibt dabei: Herr Glöß ist mit seiner Behauptung schmählich hineingefallen, und hat das Protokoll über den Frankfurter Parteitag nicht richtig gelesen, wenn er es überhaupt gelesen hat.

Hineingefallen sind die **Neuesten Nachrichten** wieder einmal ganz gründlich. Sie machen eine Berechnung über die **Vermögenssteuer**, wie sie nach der dem Landtag gemachten Vorlage Gesetz werden soll. Sie rechnen dabei die Sätze, die auf die eingerichteten Klassen berechnet sind, auf Tausende um. Zum Beispiel die Steuer setzt mit der niedrigsten Klasse von 10000—12000 M. ein; wer so viel Vermögen hat, soll 2 M. Steuern bezahlen, die Neuesten Nachrichten rechnen aber frisch drauf los: „2 M. vom Tausend“, so daß für ein kleines Vermögen von 12000 M. 24 M. Vermögenssteuer zu zahlen wären. Die Sache kommt aber noch besser. Den Bestimmungen des Tarifs entsprechend würde nach der Berechnung der Neuest. Nachr. für ein Vermögen von 30000 M. 120 M., für ein solches von 300000 M. aber nur 270 M. Vermögenssteuer zu zahlen sein. Schlankweg behauptet das Blatt dann weiter, daß — wie die Vorlage ist — 6 Millionen durch die Vermögenssteuer aufgebracht werden sollen, nach den eigenen Berechnungen des Blattes müßte der finanzielle Effekt dann aber vielfach größer sein. Daß man das in der Redaktionsstube auf der Pillnitzer Straße nicht wegbekommen hat, sondern solchen Unsinn passieren läßt, zeugt von ungeheurer Gedankenlosigkeit.

Achtung, Klavierarbeiter! Die Differenzen bei der Pianofortefabrik Kaps (Klavierbranche) sind beigelegt worden. Nach erfolgten Verhandlungen wurden die letzten Abzüge zum größten Teil zurückgenommen. Sämtliche acht Mann nahmen heute die Arbeit wieder auf.

Von einem glücklichen Schraubenschneider, der durch das große Los mit einem Schlage zu 30000 M. Vermögen gekommen sein sollte, schrieben und dichteten sogar jüngst mehrfach die Dresdner Nachrichten. Das Glück dieses Schraubenschneiders, der in einer Präzisionsmaschinenfabrik auf der Großenhainer Straße thätig ist, existiert indes leider nur in der Phantasie der Dresdner Nachrichten. Der Schraubenschneider ist nach wie vor ein armer Teufel, der bei stark verkürzter Arbeitszeit schwer genug um seinen Unterhalt kämpfen muß und der von dem Glücke eines Lotteriegewinns nur insofern berührt worden ist, als ihm ein zu schlechten Witzen geneigter Kollege einen solchen angedichtet hat. Von alledem hat der Schraubenschneider, wie uns versichert wird, jedoch nur Aerger und Verdruß, aber keinerlei Vorteil gehabt.

Zur Stadtverordnetenwahl. Bei der Stadtverordnetenwahl, die, wie wir schon mitteilten, am 27. November von vormittags 9 Uhr bis nachmittags 2 Uhr stattfindet, sind 12 Ansässige und 14 Unansässige zu wählen. Ausscheidende bezw. ausgeschiedene Stadtverordnete sind: a) aus der Klasse der Ansässigen: 1. Dr. med. Baumann, 2. Bildhauer Flodemann, 3. Privatmann Gmeiner, 4. Kaufmann Grützner, 5. Kaufmann und Fabrikbesitzer Gurkmann, 6. Ofenfabrikant Heckel, 7. Kaufmann Lederwarenfabrikant Heinze, 8. Fabrikbesitzer Handler, 9. Bürstenmacherobermeister Micklich, 10. Dr. phil. Seminaroberlehrer Reisch, 11. Privatmann Schlotter, 12. Privatmann Schulze; b) aus der Klasse der Unansässigen: 1. Kaufmann Baumann, 2. Kaufmann Beyer, 3. Königl. Hoflieferant Kaufmann Borad, 4. Fabrikbesitzer Görldt (wegen Augenleidens ausgeschieden), 5. Buchhändler Heinze, 6. Privatmann Hesse, 7. Schirmfabrikant Hennann, 8. Schmiede- und gepr. Hufbeschlagmeister Kiesewetter, 9. Kaufmann Palitzsch, 10. Dr. med. Rilling, 11. Hofmusikalienhändler Plötner, 12. Dr. phil. Realgymnasial-Oberlehrer Schadebach, 13. Dr. jur. Rechtsanwalt Stubert, 14. Buchhändler Winter.

---

dienen usw. Damit aber die Oefen, auch wenn sie als solche nicht gebraucht werden, im Zimmer nicht zwecklos stehen, können sie durch einen Marmoraufsatz als Tische verwendet werden. Einige Firmen haben aber auch den Wünschen solcher Personen Rechnung getragen, die durch den Lichtschein des Ofens mit dem Gefühl der Behaglichkeit auch ein erhöhtes Wärmegefühl zu haben glauben, indem sie Oefen bauen, in denen innen Glühlampen angebracht sind, die den Eindruck des Kaminfeuers hervorrufen. Andere Oefen sind [illegible] ausgebildet; der Heizkörper besteht aus großen Glühlampen und bezweckt bei großer Heizkraft geringe Lichtwirkung. Außerdem zeichnet er sich durch große Eleganz aus. Von ganz besonderem Werte sind die elektrischen Oefen für Krankenhäuser und Sanatorien, weil sie durch ihr geringes Gewicht überall leicht aufgestellt werden können — neben dem Bett, Sofa usw. — Wie aber diese Oefen an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, werden sie auch in Bezug auf Gefahrlosigkeit von keiner anderen Feuerung erreicht. Neben all den aufgeführten Vorteilen und Annehmlichkeiten gewährt das elektrische Heizen selbstverständlich auch die beim elektrischen Kochen besprochenen Vorzüge der Reinlichkeit, ununterbrochenen Bereitschaft, bequemsten Bedienung usw.

Was die Kosten der elektrischen Heizung betrifft, so sind die bisher angestellten Versuche nicht zahlreich genug, um zuverlässige Durchschnittszahlen herleiten zu können. Im allgemeinen wird jedoch angenommen, daß die elektrische Heizung jetzt noch acht- bis zehnmal teurer ist, als diejenige mit Kohlen. Infolge der [illegible] geringen Wärmeverluste bei der elektrischen Heizung und der [illegible] Verbilligung des Stromes dürfte sie jedoch in absehbarer Zeit ihre bescheidene Rolle aufgeben und den Wettbewerb mit den anderen Feuerungsarten erfolgreich aufnehmen können.

Der Aufnahme elektrischer Koch- und Heizapparate wird neuerdings dadurch Vorschub geleistet, daß die Elektrizitätswerke, die früher nur Licht lieferten, fast allgemein den ununterbrochenen Betrieb eingeführt haben, um durch Stromlieferung von Elektromotoren ihre Generalunkosten auf möglichst viele Stunden zu verteilen. Könnten die Werke auf diese Weise nicht auch am Tage Strom verkaufen, so würde sich der Strompreis derart steigern, daß das elektrische Licht ein Luxuslicht bleiben würde. Dieser Stromverkauf bei Tage geschieht vor der Hand nur von Elektromotoren; er würde sich durch die Einführung der elektrischen Koch- und Heizgeräte außerordentlich erweitern. (Kölnische Volkszeitung.)

Kleine Nachrichten aus Kunst und Wissenschaft. Auf dem Montmartre-Friedhof in Paris wird am Sonntag das von Hasselriis geschaffene Heinrich Heine-Denkmal enthüllt werden. Ferner soll an dem Hause, in dem Heine am 17. Februar 1856 starb, eine Marmortafel angebracht werden. — Der Maler Max Slevogt, das stärkste Talent unter den jüngeren Münchner Malern, siedelt nach Berlin über. Von Slevogt ist in diesem Jahre ein Bild für die Münchner Pinakothek angekauft worden, er wurde außerdem zum Professor ernannt; er erhofft aber doch wohl in Berlin einen größeren Wirkungskreis als in München, wo er mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat.

Die antienglische „Kundgebung“ ging heute mittag durch eine außerordentliche Sitzung des Stadtverordnetenkollegiums vor sich. Die Sitzung begann statt um 12 erst nach ¼1 Uhr; sehr pressant hatten es die Herren also scheinbar nicht. Es waren auch zu der Kundgebung etwa ein Viertel der Stadtverordneten nicht anwesend, der Rat aber war gar nicht vertreten. Die Tribünen waren gut besetzt. Der Vorsteher bemerkte von vornherein, daß eine Abstimmung, eine Beschlußfassung über den — gestern von uns mitgeteilten — Antrag nicht angängig sei, aber an einer entsprechenden Kundgebung sei das Kollegium nicht behindert. (Bei der beantragten Besprechung über den **Brotwucher** kam der Herr Vorsitzende nicht auf diesen Gedanken!) Danach hielt Herr Dr. Häckel eine Rede in noch von der Studentenversammlung im Zoologischen Garten her gehobenen Stimmung, wie er sagte.

Aus der Ratssitzung. Das Tiefbauamt hat spezielle Planungen für den rechts der Elbe vorgesehenen großen Abfangkanal, sowie für die zur Einrichtung des Spülungs- und Lüftungsbetriebes erforderlichen Anlagen in den Schleusen der Altstadt und Johannstadt, der Wilsdruffer, Pirnaischen und See-Vorstadt, sowie den Vorstädten Striesen und Gruna vorgelegt.

Der Rat genehmigte die Planungen, bewilligte die Anschlagssummen von 462000 M. für den Abfangkanal und 153000 M. für Einrichtung des Spülungs- und Lüftungsbetriebes in den Schleusen jener Vorstädte zu Lasten der Anleihe und beschloß, die Stadtverordneten um baldige Erledigung dieser beiden Vorlagen zu ersuchen, da deren Ausführung sofort in Angriff genommen werden kann und einer großen Anzahl von Arbeitern auch während des Winters Beschäftigung bringen würde.

Soldatenschinderei und kein Ende. Unser Berichterstatter schreibt uns: Ein Soldatenschinder schlimmster Sorte beschäftigte abermals das Militärgericht. Angeklagt war der 1878 in Niedernossa bei Apolda geborene Hausdiener und Unteroffizier der Reserve August Paul Hugo Göpfert, zuletzt bei der 1. Batterie des 4. Feldartillerie-Regiments Nr. 48 eingestellt gewesen. Nach der Anklage hat der „Unteroffizier a. D.“ während seiner aktiven Dienstzeit, und zwar von Weihnachten 1900 bis September 1901, den in seinem Beritt befindlichen Kanonier Geisler II fortgesetzt und tagtäglich am Rock angefaßt, gestoßen und hin und her geschubst. In mindestens zehn weiteren Fällen hat der grausame Unteroffizier seine „Erziehungsmethode“ mit dem Schlagen der Säbelscheide, der Kohlenschaufel und des gerollten Mantels an die Beine und über den Kopf angewandt. Einmal hat er sein Opfer mit dem Kopf auf den Erdboden gedrückt, an den Haaren gerauft und mit der Reitpeitsche Beine und Gesäß bearbeitet. Am 15. September waren die Beteiligten im Marstalle zu Zittau einquartiert. Geisler kehrte erst früh gegen 4 Uhr ohne Nachzeichen zurück und ist deshalb auch disziplinarisch bestraft worden. Trotzdem unterzog ihn der Angeklagte, als Unteroffizier vom Tagesdienst, noch einer besonderen Züchtigung. Er ging in das zweite Stockwerk hinauf, wo Geisler schlief, schlug ihn mit der Reitpeitsche auf Gesäß und Rücken und jagte ihn dann wie einen Hund die Treppen hinunter, über den Hof bis auf die Straße, er immer mit der Reitpeitsche hinterher und fortgesetzt Schläge austeilend. Bei der Wachtstube ist dann der Aermste zum Fall gekommen, auch dann hat der Unmensch ihm noch einen Schlag versetzt. Der Vorfall ging selbstverständlich ziemlich laut vor sich und erregte das Aergernis mehrerer Zivilisten. Durch den Zittauer Fall ist denn auch erst überhaupt die unmenschliche Behandlung des Geisler durch seinen Berittführer ans Tageslicht gekommen. Derartige ähnliche Szenen haben sich noch vielfach abgespielt und Rohrstock und Reitpeitsche spielten dabei stets eine große Rolle. Namentlich früh beim Wecken ist es manchmal recht toll hergegangen. Tagelang hat Geisler Schmerzen und Schwielen auf den geschlagenen Stellen gehabt. Merkwürdigerweise konnte sich der Angeklagte heute auf fast gar nichts mehr entsinnen, auch die Zeugenaussagen waren recht unbestimmt und zurückhaltend. Immerhin bot die Verhandlung genug der widerlichen Szenen. Vom Angeklagten wurde natürlich der Geisler als ein ganz nachlässiger und niederträchtiger Mensch geschildert, obgleich er noch unbestraft ist. Der Vertreter der Anklage beantragte 3 Monate Gefängnis, die Degradation stellte er ins Ermessen des Gerichts. Zum Schluß bat noch der Angeklagte um eine milde Strafe, da er sich um eine Stellung als Stadtgendarm bewerbe. (Die Stadt Dresden kann sich da zu einem solchen Beamten gratulieren! Die Red.) Die Strafe fiel denn auch unglaublich milde aus. Das Gericht erkannte wegen Mißhandlung und vorschriftswidriger Behandlung eines Untergebenen auf 3 Monate Gefängnis; von einigen Punkten der Anklage erfolgte Freisprechung.

Eine leichtsinnige Handlung, die schlimme Folgen hatte, beging der Gerichtsvollzieher Ernst Rich. Zähnisch. Er bekam am 24. Juni den Auftrag, einem hiesigen Schenkwirt eine Ladung zur Ableistung des Offenbarungseides zuzustellen. Weil ihm angeblich die Person des Antragstellers nicht sympathisch war und um dem Manifestanten eine gewisse Frist zur Befriedigung der Gläubiger zu verschaffen, gab Z. die Ladung nicht ab, sondern vermerkte darauf der Wahrheit zuwider und wider besseres Wissen: „Ladung konnte nicht zugestellt werden; Adressat verzogen, Aufenthalt unbekannt!“ Das hat Z. mit 6 Monaten Gefängnis und Verlust seiner Stellung zu büßen.

Im Zentraltheater und Viktoria-Salon finden heute abend und morgen (Bußtag) keine Vorstellungen statt. Im Viktoria-Salon wird am Donnerstag das letztemal in diesem Monat eine sogenannte Elitevorstellung veranstaltet, in der auch der „Lumpenball“ nebst dem übrigen Programm zur Aufführung gelangt.

Aerztlicher Vortrag. Im oberen Saale des Volksheims, Wasserstraße 7, wird Donnerstag den 21. November, abends ½9 Uhr, Herr Dr. med. Graffunder einen Vortrag halten über Ohr und Gehör.

Feuer. Gestern vormittag nach ½8 Uhr wurde die Feuerwehr nach dem Grundstück Zeughausstraße 2 gerufen, wo in einer Wohnstube im vierten Stockwerke die Gardinen in Brand geraten waren. Da das Feuer bereits von den Bewohnern erstickt war, konnte die Feuerwehr wieder abrücken. — Gestern mittag entstand in einem nicht mehr benutzten Stall im Grundstück Annenstraße 7 ein kleiner Brand, den die Feuerwehr in kurzer Zeit beseitigte.

Polizeibericht. Gestern nachmittag ist in der Schäferstraße ein 13 Jahre alter Knabe von dem Vorderperron eines Straßenbahnwagens, der in voller Fahrt war, herabgesprungen, um ein von seinem Arme gefallenes Jackett wieder zu erlangen, dabei ist der Knabe gestürzt und bewußtlos liegen geblieben. Er hat einen Schädelbruch erlitten, und wurde ins Stadtkrankenhaus gebracht.

Am Sonntag abend in der 7. Stunde ist hinter einem Herrn, der mit seiner Braut den sogenannten [illegible] Kommunikationsweg nach dem Wilden Mann zuging, plötzlich ein unbekannter Mensch hergekommen. Um nicht mit diesem zusammengehen zu müssen, haben beide einen anderen Weg eingeschlagen, sind aber dann wieder auf den Unbekannten gestoßen, der nunmehr, im Straßengraben stehend, aus einem Revolver auf die beiden schoß, ohne zu treffen. Der Herr ist auf den Menschen zugesprungen und hat ihn mit seinem Spazierstock über den Kopf geschlagen, daß der Stock zerbrach. Die polizeilichen Erörterungen haben zur Festnahme des Revolverhelden geführt, und zwar ist es der in [illegible] wohnende 36 Jahre alte Kutscher Friedrich Franz Wasewitz aus [illegible] bei Goldap.

Vermischte Nachrichten. Diebstahl. In der Sonnabendnacht wurden aus einem Grundstück der Lindenstraße in Löbau mittels Einbruchs 35 Tauben gestohlen. Die Diebe wurden bereits am Sonntag ermittelt und festgenommen. Zwölf der gestohlenen Tauben lagen bereits in der Pfanne, als man bei einem der Diebe im benachbarten [illegible] vorsprach. — Havarie. Unterhalb Krei- [illegible] ein mit Zucker und Stückgütern beladener eiserner Schleppkahn. Der Kahn fuhr auf dem Ufer fest und legte sich quer über den Elbstrom. — Schneller Tod. Bei der vorgestern abend im Gasthof zu [illegible] abgehaltenen Tanzmusik brach der Tanzordner Emil Heinze plötzlich tot zusammen. — Unglücksfall. Infolge eines unvorhergesehenen Bruches an seiner Maschine kam am Sonnabend in der Markgraf Heinrich-Straße ein Radfahrer zu Falle und verletzte sich am Kopfe.

Versammlungskalender für Donnerstag.

Volksversammlung abends 8½ Uhr im Trianon, Schützenplatz.
Tapezierer. Abends ½9 Uhr Versammlung im Rest. Adam, Kaulbachstr.
Verein Zentralkommission Plauenscher Grund. Abends 9 Uhr Vereinsversammlung im Deutschen Haus in Potschappel.

Gerichts-Zeitung.

Landgericht.

—e. **Berechtigter Milderungsgrund.** Wegen Ausfalldiebstahls unter Anklage stehend, erscheint die 27jährige Aufwärterin Marie Rosalie Anna Pigotta aus Niederleschen in Schlesien. Am 13. Juli machte sie die Bekanntschaft eines Studenten Knöpfli von der technischen Hochschule, der ihr unter gewissen Voraussetzungen bestimmte Versprechungen machte. Dieses Versprechen zu halten, schien der noble Herr offenbar nicht geneigt zu sein, und die Angeklagte entschädigte sich selbst, indem sie Knöpflis wertvolle Uhr und Kette an sich nahm. Das Verhalten des Herrn wurde vom Gericht als Milderungsgrund angesehen. Die Angeklagte kommt trotz ihrer erheblichen Vorstrafen diesmal mit fünf Monaten Gefängnis und zweijährigem Ehrverlust davon.

—e. **Gemeingefährliches Gesindel** trieb sich im Laufe dieses Sommers im Großen Garten herum und stellte eine Zeitlang den zahlreichen Liebespärchen nach. Ermittelt und zur Anklage gebracht wurden der 51 Jahre alte Arbeiter Friedrich Paul Thomas von hier, der neben anderen auch bereits eine 5jährige Zuchthausstrafe verbüßte, sowie der 31jährige aus Weimar gebürtige Arbeiter K. A. M. R. Schilling. Im Juni und Juli — hauptsächlich diese Fälle stehen zur Anklage — haben sich die Burschen an Liebespaare herangemacht und dieselben unter der Drohung, sie seien Polizeibeamte, zur Hergabe von Geld gezwungen. In einem Falle erhielten sie 5, in einem anderen 3 M. Gewöhnlich schlich sich zunächst Thomas heran, zeigte eine Blechmarke vor, und pfiff mit einer sogenannten Rotpfeife seinen Komplizen Schilling heran oder einen gewissen Mierich, der ebenfalls mit beteiligt war. In einem Falle geriet Thomas an den Unrechten, der ihn allerdings kurzer Hand packte und festhalten wollte. Aber auch für solche Eventualitäten hatten sich die Strauchritter vorgesehen und Thomas schlug mit einem Gummischlauch auf den Betreffenden los. Auf dieselbe Weise haben sie einen Schneider, der nur allein spazieren ging und ihnen offenbar an jener Stelle im Wege war, furchtbar verhauen. Gegen jenen Mierich konnte nicht eingeschritten werden, weil er nicht zurechnungsfähig ist. Die Angeklagten sind teilweise geständig, nur wollen sie nicht gewaltsam gegen ihre Opfer vorgegangen sein, und soweit ihnen Geld gegeben wurde, dies aus freiem Willen der Zeugen erhalten haben. Durch die Zeugenaussagen wird das Gegenteil festgestellt und demgemäß Thomas wegen versuchter und vollendeter Erpressung und schwerer Körperverletzung zu 4 Jahren Gefängnis verurteilt. Gegen Schilling, der bisher unbestraft war, wird auf 1 Jahr 3 Monate Gefängnis erkannt. Auf die Strafe kommen je 3 Monate Untersuchungshaft in Anrechnung.

Vermischtes.

Ein Offizier unter dem Verdacht des Mordes. Am 9. November hat vor dem Gerichtshof in Verona der Beleidigungsprozeß des Leutnants Trivulzio gegen den Abgeordneten Genossen Todeschini begonnen. Dieser Prozeß ist ein Nachspiel oder richtiger eine Wiederaufnahme der Verhandlungen wegen der Ermordung der Isolina Canuti. Dieses wegen seines leichtfertigen Lebenswandels bekannte Mädchen, zu dessen Liebhabern auch der Leutnant Trivulzio gehörte, wurde, wie bekannt, im Februar des vorigen Jahres ermordet und sein zerstückelter Leichnam in die Etsch geworfen. Da die Canuti schwanger war, nahm man an, sie sei an den Folgen eines Eingriffes zur Abtreibung der Leibesfrucht gestorben. Der Verdacht der Thäterschaft oder doch der Mitschuld lenkte sich auf den genannten Offizier, der auch verhaftet, dann aber wegen mangelnden Schuldbeweises wieder freigelassen wurde. Unser Parteiorgan, die Verona del Popolo, brachte darauf eine Reihe von Artikeln, worin Einzelheiten über den Tod der Canuti enthalten waren. Die Zeitung gab ein Gerücht wieder, nachdem das Mädchen bei einem Festessen mehrerer Offiziere, als alle sinnlos betrunken waren, sich zu einem operativen Eingriff verstanden hätte. Während desselben soll man ihr mit einer Serviette den Mund geschlossen haben, da sie laut aufschrie, und durch dieses Vorgehen soll sie erstickt sein. Der Artikel gab auch die Oertlichkeit an, wo alles geschehen sei, in einer Osteria del Chiodo. Darauf strengte Trivulzio die Beleidigungsklage gegen Todeschini an. Bei dem gestern begonnenen Zeugenverhör gab der Offizier an, er habe allerdings zu dem Mädchen intime Beziehungen gehabt, hätte aber bei dem notorisch leichtfertigen Lebenswandel der Canuti nicht geglaubt, die ihm zugeschobene Vaterschaft ernst nehmen zu müssen. Es werden mehr als hundert Zeugen verhört werden. Wir werden über den Verlauf der Verhandlung berichten.

Versammlungen.

Plauenscher Grund. Am 9. November tagte im Deutschen Haus in Potschappel eine öffentliche Holzarbeiter-Versammlung. Ueber den Arbeitsvertrag nach dem neuen bürgerlichen Recht sprach Genosse Riem-Dresden in sachlicher Weise. Der Vortrag wurde von den Anwesenden mit Beifall aufgenommen. Nachdem der Referent noch eine Anfrage, die ein Kollege stellte, genügend erläutert hatte, legte Kollege Finster die Abrechnung vom 3. Quartal vor und wurde demselben auf Antrag der Revisoren Entlastung erteilt. Nachdem fordert der Vorsitzende, Kollege Dürrel, die Kollegen, die der Organisation noch fernstehen, auf, sich derselben anzuschließen und mit vereinten Kräften mit uns zu kämpfen. Zugleich fordert er die Anwesenden noch auf, sich nicht nur gewerkschaftlich, sondern auch politisch zu organisieren, damit wir auch auf politischem Gebiete stets mit vereinten Kräften zum Kampf bereit stehen. Hierauf wurde die mäßig besuchte Versammlung geschlossen. (Eing. 16.11.)

Pieschen. Eine öffentliche Versammlung der Fabrik- und Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen fand am Mittwoch den 13. November im Gasthof zu Pieschen statt. Genossin W. Kähler referierte über Fortschritt und Elend in ausführlicher Weise. Sie streifte in ihrem Vortrag das Elend der Oberlausitzer Weber, der Konfektionsarbeiter, dann die Verderblichkeit der Frauen- und Kinderarbeit, wobei sie betonte, daß in Sachsen der größte Prozentsatz von Kindern unter 14 Jahren beschäftigt wird. Auch verstand sie in überaus fesselnder Weise die Stellung unserer Frauen zur Krise der heutigen Zeit klar und deutlich zu schildern, gleichzeitig berührte sie die große Chemische Fabrik in Radebeul, indem sie die indirekten Lohnabzüge geißelte. Sie wies dann auf den Vorteil der Organisation hin und schloß mit einer Aufforderung an die Anwesenden, sich fest und eng der politischen und der gewerkschaftlichen Organisation anzuschließen. Dann wurde die Versammlung geschlossen. (Eing. 16.11.)

Dresdener Theater.

Dienstag den 19. November.

Opernhaus. (Altstadt.) Geschlossen.

Schauspielhaus. (Neustadt.) Johannes. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel von Sudermann. Anfang 7 Uhr.

Residenztheater. Fröschweiler. Patriotisches Schauspiel in vier Aufzügen von H. v. Wentzel und F. Runkel. Anfang ½8 Uhr.

Heute Dienstag bleiben sämtliche Varietees, Mittwoch sämtliche Theater und Varietees des Bußtages wegen geschlossen.

Wetterbericht nach der Wettersäule auf der Carolabrücke vom 19. November, vormittags 10½ Uhr.

Barometer: 751. Veränderlich.
Thermometer: + 5° R.
Thermometrograph n. Reaumur: Min. — 0°, Maxim. + 6°.
Hygrometer: 75°.
Wasserstand der Elbe: 146 cm — 0.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/7 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Der Verkauf der Warenbestände

aus der

H. M. Schnädelbachschen Konkursmasse

7 Marienstrasse 7 zu und unter Taxpreisen

bestehend aus

Kleiderstoffen, Wäsche, Trikotagen, Blusen, Kostüme, Schürzen, Damen- und Kinder-Konfektion, Gardinen, Teppiche, Leinen- und Baumwollwaren sowie anderen Waren findet

täglich **Vorm. 9—1 Uhr, Nachm. 3—8 Uhr** statt.

Hervorragend

in Schnitt und Ausführung

Unübertroffen

in Auswahl und Billigkeit bleiben unsere

Winter-Paletots
Winter-Anzüge
Winter-Joppen
Winter-Hosen
Knaben-Paletots
Knaben-Joppen

Wir führen nur Kleidungsstücke, die jedem nach Maass gearbeiteten Gegenstand gleichkommen, daher für gutes Tragen volle Garantie übernehmen.

Kaufhaus

Zur Glocke

Freiberger Platz.

Löbtau, Wilsdruffer Str. 45, Löbtau

Hut-Bazar von Hermann Herberg

empfiehlt sein **reichhaltiges Lager** von **Hüten, Mützen, Schirmen, Stöcken** sowie **Krawatten** und **Handschuhen.**

Große Auswahl moderner Pelz- und Filzwaren.

Löbtau, Wilsdruffer Str. 45, Löbtau.

Winter-Paletots
" Anzüge
" Joppen
von **5 Mark Anzahlung** an
und alle Arten

Möbel

liefert auf Teilzahlung

Carl Klingler
Moritzstrasse 3.

5. Classe 140. K. S. Landes-Lotterie.

[illegible]

Ziehung am 18. November 1901.

5000 Nr. 1990. [illegible]
5000 Nr. 42180. [illegible]
5000 Nr. [illegible] [illegible], Dresden.
5000 Nr. [illegible] Collection des Albert-Vereins, Dresden.

[illegible]

Herrschaftlich getr. Herren-Kleider billig zu verkaufen bei **Gebler**, Drehgasse 8, 3. Etage.

Alle in den Bürgergarten Löbtau **Alle**

Nicht zu verwechseln

mit sogenannter Schleuderware oder Zugartikeln.

Ca. 200 Paar Herren-Zug-Schnürstiefel statt 7.75 nur 4.75
Ca. 200 Paar Damen-Schnür-Zugstiefel statt 7.75 nur 4.75
Ca. 600 Paar Kinder-Schuhe und -Stiefel mit **20 Proz. Rabatt** auf bisherige Preise. Garantie für jedes Paar.

Konkurrenzloses Angebot. Günstigster Gelegenheitskauf.

Georg Roth vorm. **Otto Bertram**
4 Grunaer Strasse 4, nahe Pirnaischer Platz.

Paris 1900: Grand Prix.

Singer Nähmaschinen sind mustergültig in Konstruktion und Ausführung.
Singer Nähmaschinen sind unentbehrlich für Hausgebrauch und Industrie.
Singer Nähmaschinen sind unerreicht in Nähgeschwindigkeit und Dauer.
Singer Nähmaschinen sind in den Fabrikbetrieben die meist verbreiteten.
Singer Nähmaschinen sind für die Moderne Kunststickerei die geeignetsten.

Unentgeltliche Unterrichtskurse, auch in Moderner Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.
6 Kreuzstr. - DRESDEN - Kreuzstr. 6.

Billig! Billig!

Auf Kredit!

Gelegenheitskauf

Damen-Jacketts
Kragen und Câpes

solange Vorrat reicht
bei kleiner **Anzahlung** und wöchentlicher Abzahlung von 1 Mark an.

N. Fuchs

Neumarkt 6, I.

Parteigenossen u. Arbeiter des Plauensch. Grundes!

wendet Euch beim Bedarf von **Kohlen** nur an

Julius Becker, Fuhrgeschäft, **Potschappel**, Dresdner Str. 56.

Derselbe empfiehlt bei streng reeller Bedienung, reichlichem Schachtmaß und inkl. freier Zufuhr ins Haus folgende Sorten Kohlen per Hektoliter:

Stückkohle I	1,80 M.	Kleinnüsse II	1,65 M.
do. II	1,70 "	Schmiedekohle	1,55 "
Mittelkohle I	1,75 "	Waschkohle	1,40 "
do. II	1,65 "	Hartmittelkohle	1,40 "
Großnüsse I	1,80 "	Feinkohle	1,15 "
do. II	1,70 "	Koks	1,35 "
Kleinnüsse I	1,70 "	Kalkkohle	1,00 "

Ohne Zufuhr per Hektoliter 25 Pf. billiger.

Größere Fuhren von 5 bis 40 Hektoliter nach Uebereinkunft.

Kanarienhähne
edler Stamm, preiswert z. verkaufen
E. Weidling, Groß-Zschachwitz, [illegible] Straße 11.

Neue Möbel [illegible]
Voglerstraße 43, pt. [illegible]

haben muß, liegt nach der Gefährte aufgebrochen. Auf der Erde liegt ein Waschgeschirr, auf einem Stuhl das Frühstücksgeug noch. Eine Tasse ist umgestürzt, der Inhalt hat sich auf den Fußboden ergossen; auf allen Gegenständen Staub, vor dem Ofen Asche und Kohlen durcheinander. Dort Verbandszeug, auf dem Tisch eine Schale mit blutigem Wasser, blutbefleckte Tücher, Watte, Flaschen.

Köppert erröthet, es thut ihm weh. Wenn das Zeichen das wüßte! Seine Augen bohren sich wehrhaft in die verrohte, zerzauste Mutter. „Auf, alte Kärrin!" sagen diese heftigen Blicke. „Wer bist Du denn? Erwirb Dir endlich das Recht zu leben — greif zu! Was gehen Deine Nerven Dich an. Laß sie [illegible] an Dir herumhängen — aber thu Deine Pflicht!"

Er war haltlos wüthend, Köppert. Wie ungerecht er [illegible]! Er hatte den Sumpf, aus dem das Zeichen [illegible], längst kennen gelernt, dieses Volk, das die Menschen, erbärmliches Armer nach der Gewalt ausstreckte, die Kunst als nobles Verbrechen betrachtete, diese frivolen Schmöcklinge, die nicht wußten, wie sie mit dem Leben nach nur auf die elendeste Weise fertig werden sollten, und mit dem Martyrium der Kunst spielten. Aus diesem Sumpf, der nur Blasen aufwarf, war dennoch eine Heldenseele aufgestiegen, eine Prachtseele, die bis zum Tod voller Schaffenskraft und Feuer war, die alles überwand. Und diese Seele lag jetzt verstümmelt, blutend zugerichtet, aufgegeben, und die Blasen machten sich wichtig und blähten sich auf bis zum Platzen.

Die ihm so verhaßte Dame wollte ihn gefühlvoll anreden und begann etwas Hochtrabendes. Er wendete sich ab. „Nun — nun — nun," sagte er zu Gaßelmeier und rührte ihn an der Schulter an.

„Das ist ein Leben. Wenn Du wüßtest," murmelte der. „Eine Hölle!"

„Thun Sie die Tücher fort — und die Wasserschale," sagte Köppert ruhig zu Frau [illegible].

„Wozu?" fragte Gaßelmeier. „Laß nur alles stehen und liegen, wie es liegt in diesem Unglückshaus; überhaupt, wozu hier etwas aufräumen?"

„Verlier' den Kopf nicht," sagte Köppert, „armer Kerl."

„Ja, das ist's, was ich vom Leben erhofft habe!"

Gaßelmeier preßte den Kopf an die Glasscheibe. Er stand verzweifelt und verbittert da. Seiner behaglichen [illegible] Schicht, ihm war alles verpfuscht, ihm geschah das Entsetzliche — über sich selbst kam er nicht hinaus, und sein Schmerz war daher bitter, bitter wie Galle und von dem Mitleid für andere unverdünnt. Freilich hatte er Mitleid mit der Armen — aber daß er Mitleid haben mußte, das war's, was ihm wehe that, als das Mitleid selbst. Er sah trostlos aus. Seine Beinkleider hatten eine Art und Weise zu sitzen, die durchaus nicht zu der verzweifelten Stimmung paßte. Der Schnitt dieser weiten Beinkleider hatte die Eigenthümlichkeit, wie eine Art Schmetterlingsrock an seiner gefalteten Gestalt herabzuhängen.

„Diese Hölle dem Nacht, Köppert, so etwas geht über die Kräfte, die einem Menschen zur Verfügung gestellt sind." Er murmelte unverständlich. Beide Hände hatte er in den Hosentaschen. Er sah wie breitgedrückt vom Schicksal aus.

„Es ist Hoffnung, daß sie noch leben kann, aber Köppert — siehst Du — ganz ohne Stimme — weißt Du? — und gelähmt? — Nie wieder eine gesunde Frau."

Die Augen standen ihm voll Thränen, er hatte schon viel geweint und schneuzte etwas. „Seit wir verheiratet sind, eine einzige [illegible] — nie Frieden. So elend, so lieb, wie sie war — und doch nicht, wie es hätte sein können. Und nun — das!"

Er mußte schweigen. Er konnte seine Gedanken nicht mehr zurückhalten und ging neben dem langen, hageren Köppert, der seinen eigenen Gedanken, wie es schien, nachhing, auf und nieder.

„Wenn ich denke, ich zog damals wegen dem Rangierbahnhof aus der Wallstraße; — aber was ist ein Rangierbahnhof gegen das Leben, wenn nicht alles ist, wie es sein sollte! Siehst Du, Köppert — und es war nicht alles, wie es sein sollte," sagte er in seiner Bewegung wieder, „es war nicht alles, wie es sein sollte. Schon in der Blücherstraße fing's an. Da rangierten sie und keiner hat nichts gemerkt. Ich weiß nicht, wie sie's machten. Es war ein ewiges, geistiges Gepolter im Haus, ein ewiges Rasseln und Schnauben und Würgen, keine Seelenruhe. Sie waren immer gehetzt wie die Lokomotiven. Siehst Du, — die Kunst, — Köppert, ich hab' immer gemeint, daß sie etwas ganz Harmloses wäre, eine nette Beschäftigung — aber das ist sie ja gar nicht — aber sie ist's nicht mehr, ich weiß nicht. Eine lärmende Maschine, die Unfrieden und Unbehagen ins Haus bringt. Und wenn das Haus nicht groß genug ist und die Kräfte, die die Maschine leiten, nicht stark genug und nicht geübt genug — und die Maschine kommt ins Rennen — und die Schrauben halten nicht, wie sie sollten — so rennt sie alles über den Haufen und wirft das ganze Haus zusammen. Es gehört Riesenkraft hinzu, um mit dieser Teufelsmaschine jetzt auszukommen. Die Schwachen sollten sich nicht daran vergreifen."

In Gaßelmeiers Hirn hatte sich der Vergleich, den Emil einmal gebraucht hatte, mit der Zeit eingeübt. Er hatte im [illegible] Ton [illegible] geschrieben, hatte nicht auf seine Schwiegermutter und den Schwager geachtet und nicht auf Köppert; es war ihm gleichgültig, wer zugegen war. Was er sagte, mußte er sagen — und er hätte so viel mehr sagen können. Aber schon das wenige war eine Erleichterung. „Und," fuhr er fort, wobei wieder zwei große Thränen über die behaglichen Wangen liefen, „was ist hier rangiert worden — hier — Köppert — bei aller Liebe! Glaub mir, rangiert von früh bis in die Nacht — und nachts — nachts! Diese Nächte! Da hat Olly die Teufelsmaschine geheizt und überheizt. Sie wußte eine Zeit, sie mußte auf Leben und Tod. Das mit anzusehen! Wahrhaftig, ich habe nicht geglaubt, daß man mit einer Frau so etwas erleben kann. Man hält die Frauen auch für so harmlos. Ich wenigstens that das — aber sie sind es nicht."

(Schluß folgt.)

Dies und das.

Oelfeuerung auf Oceandampfern. Ein praktischer Beweis für den Werth flüssigen Brennmaterials als Dampferzeuger auf großen Dampfern ist auf der Reise des Dampfers Tanglin des Norddeutschen Lloyd von Singapore nach Sydney — nahe an 3500 Meilen — erbracht worden. Der Dampfer Tanglin ist verschiedentlich [illegible] worden, um die Bunker, Ausrüstungsgegenstände und Kohlen für die Deutsche Südpolar-Expedition nach der Insel Kerguelen zu überführen.

Der Tanglin ist ein Dampfer von etwa [illegible] Tonnen und wurde im vorigen Jahre in Belfast gebaut. Der Dampfer wurde für die chinesische Fahrt bestimmt und mit Einrichtungen für Oelfeuerung versehen. Hauptsächlich wurde dabei darauf gesehen, Arbeit zu ersparen. Zur Aufnahme des Oels wurden die gewöhnlichen Bunker genommen. Diese werden durch Schließen der Thüren wasserdicht gemacht und das Oel dann von längsseit liegenden Dampfern an Bord gepumpt. [illegible]

[illegible]

Verantwortl. Redakteur: Dr. Gustav Morgenstern, Dresden. Druck und Verlag: Kaden & Komp., Dresden.

Nach der Arbeit

Unterhaltungsblatt zur Sächsischen Arbeiter-Zeitung und zum Volksfreund.

Nr. 93. | Dresden, den 20. November 1901. | N. F. Jahrg. 4.

Der Rangierbahnhof.

Roman von Helene Böhlau.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Olly klagte wegen allerlei Beschwerden. Sie fühlte sich sehr unwohl, war so beunruhigt und gequält; und immer hatte sie es mit dem Karpfen zu thun, der sich mit seiner Qual in den Schlamm verkrochen hat.

„Laß das doch," sagte Gaßelmeier, dem es dabei nicht wohl zu Muthe wurde. Da schwieg sie.

„Geh schlafen, Mimm," sagte sie nach einer Weile.

Sie lag ruhig, mit offenen Augen, und wußte nun schon, was ihr die Nacht bevorstand. Qualen! Die Wiederholung alles dessen, was sie eben erst durchkämpft hatte.

Die großen Riesenvögel schlugen schon mit den Fittichen. Lautlos und mächtig schwebten sie über ihr. Sie kämpften noch miteinander, wer auf die arme Vogelseele sich herabstürzen sollte.

Der Riesendämon war schon mit den Krallen auf ihrer Brust und wollte den gewaltsamen Tanz beginnen, da gesellte sich zu ihm ein zweiter, der die bittere Erkenntnis, vom Leben betrogen zu sein, brachte, und noch einer, der mit seinen Klauen die Stelle aufriß, wo der verzehrende Ehrgeiz saß, und wieder einer, der an verschämte Plätzchen rührte.

Es war eine ganze Schar, die auf sie herabstürzte, Riesenunholde, daß man meinen sollte, sie wären erschaffen, um auf irgend einem gewaltigen Stern gewaltige Kreaturen zu quälen und zu bekämpfen, und hätten sich auf unsere kleine Erde nur verirrt, um nun ihre dämonischen Kräfte an ein lächerlich kleinen Seelchen zu verschwenden.

Olly lag wie erstarrt, ließ alles über sich ergehen. Durch das entsetzliche Chaos aber, dem sie preisgegeben war, sah ein unvergleichliches, geliebtes Gesicht auf sie nieder, ein Gesicht, das sie Zug für Zug mit aller Kraft festzuhalten suchte, auf das sie hinblickte wie auf eine Seligkeit, mitten im Elend. Das Gesicht war ihr Halt, ihre Rettung. Es strahlte von ihm Kraft aus zum Widerstehen, Kraft zu siegen und zu überwinden. Und dieses Himmelsgeschenk, das wie ein Licht über all dem Widerwilligenden, Unheimlichen, das sie umgab, aufstieg, sollte sie von sich weisen? So tauschen — sie müßte — so niedrig! Nein, denken — denken! denken!

So wurde ihr Licht. Gott hatte ihr geschickt, ihr gutes Schicksal. Sie sollte nicht ganz verzweifeln.

Und sie streckte ihm wieder die Arme entgegen in ihrer Not, und wie beseligend, als schaute und fühlte sie ein wirkliches Begegnis, empfand sie, wie er diese hilfesuchenden Hände hielt und sie selbst an sich zog. Und sie schmiegte sich fest — fest an seine Brust, und er sprach zu ihr als Mensch zum Menschen. Da war es ihr wohl, und als der erste blasse Schimmer des Morgens am Fenster aufdämmerte, kam auch der Schlaf, der langersehnte.

* * *

Das Leben spann sich weiter.

Zu dem jungen Haushalt war die Freudigkeit ausgelöscht. Der Arzt kam alle zwei, drei Tage und schaute nach seiner Patientin. Sie war den ganzen Winter über nicht aus dem Hause gekommen. Gaßelmeier hatte unruhige Nächte nach fröhlichen Tagen kennen gelernt. Eine ungeheure Enttäuschung lag über ihm und es war ihm nicht wohl in seiner Haut. Die Eindrücke, die Olly ihm nachts brachte, lagen wie Zentnerschwere über ihm. Sie litt oft an quälendem Luftmangel, Beängstigungen kamen über sie, die Todesangst in ihrer furchtbarsten Gestalt; dann hielt sie den armen Mimm umklammert und wand sich in seinen Armen und mit weit aufgerissenen Augen schaute sie ihn an — und er mußte aushalten und den Jammer ansehen und anhören.

„Mimm, mein Bild!" rang es sich mühselig in solchen Stunden von ihren Lippen.

„Na, laß doch, laß doch!" sagte er dann.

„Ja, laß doch, laß doch!" flüsterte sie heiser, erstickt, voller Trotz und Verzweiflung.

„Ach, Mimm, Du Armer!"

Er fand das rechte Wort nie.

* * *

Olly arbeitete an einem Bilde, das zur internationalen Ausstellung fertig werden sollte. Das Mädchen unter dem verblühten Apfelbaum hatte sie verkauft. Reproduktionen waren danach gemacht, es war besprochen worden. Köppert hatte die erste Besprechung ins Haus gebracht.

Gaßelmeier erinnerte sich, wie er sie ihr damals in die Hand drückte, so von ungefähr, ohne ein Wort zu sagen; aber mit einem Ausdruck von froher Teilnahme. Er erinnerte sich, wie Olly las, wie das Gesicht aufstrahlte — wie sie Köppert anblickte mit großen, aufleuchtenden Augen. Köppert, nicht ihn, hatte sie angesehen. Er erinnerte sich, wie sie mit einem Mal aufblühte. Ein Wunder! Die Krankheit war wie von ihr fortgewischt. Sie lebte auf, sie war die alte Olly.

Ein glücklicher Tag! Wie entzückend sie aussah! Uebermüthig, vom Glück berauscht.

Und Köppert, der gute, wunderliche Mensch! Er hatte ihn immer für einen sonderbaren Kauz gehalten und für einen Biedermann durch und durch, hatte einen gehörigen Respekt vor ihm gehabt, vor seinem Können; aber er war ihm ein ungemüthlicher Bursche geblieben, herbig, [illegible], selbstbewußt — nun hatte er ihn ganz anders kennen gelernt.

Weiß Gott, das brachte Mimm nicht fertig, so ganz einzugehen auf die Wünsche des kranken Geschöpfchens, so sich ihr widmen! Fabelhaft, wie Köppert ihr, wenn er neben ihr vor der Staffelei stand, mit ein paar Worten helfen konnte! Immer traf er den Nagel auf den Kopf. Und wie sie ihn verstand! So eine Art, zu arbeiten und zu leben, hatte Gaßelmeier noch nicht gesehen. Was er vom Leben wußte, war ein behagliches Streben, fortwährendes [illegible] werden, gleichgültigen Eingreifen. Die beiden arbeiteten mit einer Spannung, einem vollkommenen Wachsein, so verwöhnt wie zwei Vollblutpferde. Und wie kam sie vorwärts! Ganz erstaunlich.

„Halt sie doch lieber zurück, sie übernimmt sich," hatte Gaßelmeier ihm ein paarmal gesagt.

„Weshalb?" hatte Köppert gefragt. Und in diesem „weshalb" lag alles. Es lag ihr Todesurteil darin und zugleich: warum Du's ihr nicht?

Rührend war es anzusehen, wie Olly sich in dieser Zeit der Wirthschaft auf ihre Weise annahm, kindisch und unbeholfen war; aber sie zeigte den besten Willen. Sie verstand, so eine Art kleine Kuchen aus Eierschaum zu backen; auf einen Bogen Papier wurde der Schaum getropft und im Ofenrohr gebacken. Dieses Backwerk richtete sie im Zimmer mit der größten Umständlichkeit her. Ein einziges Mal brachte sie es wirklich zu Stande und war ganz glücklich darüber und sagte im Eifer: „Nicht wahr, Mimm, das gefällt Dir, so magst Du's? Alles im Haus gebacken, das ist so behaglich. So warst Du's auch daheim gewohnt, alter Mimm."

Mimm fürchtete die Fassung zu verlieren, nickte Olly zu und ging zur Thüre hinaus, so ein trauriges, fades Eierschaumküchlein, das Symbol seiner Enttäuschung, noch zwischen den Zähnen. Sie hatte ihm eins nach dem anderen in den Mund gesteckt. Er griff nach Hut und Ueberzieher, es litt ihn nicht mehr im Hause.

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/9
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

[illegible] Erlöserin!

* * *

Im ganzen und großen ging es aber ganz leidlich und besser als vorher.

In der Küche wirthschaftete seit Wochen schon Emil auf seine vortreffliche Weise; er nahm auch das Haushaltungsbuch an sich und führte es gewissenhaft. Er wohnte dann ganz bei seiner Schwester, damit diese seine Federchaisen [?] besser überwachen konnte, und saß, wenn er nicht draußen in der Küche sein Wesen trieb, in Ollys Wohnzimmer und [illegible] und ungestraft. Wenn Olly dann, mit fliegendem Athem, im heißen Fieber von dem Atelier kam und gearbeitet hatte bis auf die letzten Kräfte und sich zum Niederlegen müde, da richteten ihre Blicke auf Emil, der in seinem behaglichen Zeit so träg und indolent dasaß, und eine wahre Wut packte sie da. Einmal erfaßte der Zorn sie derartig, daß sie wankend, mit Thränen in den Augen, aufstand und Emil eine unvermutete Ohrfeige gab.

„Pfui," sagte Emil und guckte ganz verblüfft auf. „Na, weißt, Olly, mit Deinen Kräften steht's gottlob net übel."

Da stand sie ganz beschämt vor seiner Gutmütigkeit. „Wärst Du doch nicht so faul," sagte sie heiser. Zu gleicher Zeit aber fühlte sie mit einer jammervollen Verzweiflung, daß Emil sie schon aufgegeben hatte. Sie gehörte nicht mehr zu den Lebenden. Sie durfte beleidigen und beleidigte nicht mehr. Eine Röte schoß ihr ins Gesicht, gleich darauf wurde sie bleich und wankend, das Haar feucht, eine schreckliche Schwäche überkam sie.

Emil schaute auf sie hin, legte ihr den Arm um die Schultern und führte sie zum Sofa, kauerte vor sie nieder und sie fühlte ein verhaltenes Zucken. Er weinte, versteckt an ihrer Brust, wie um eine Tote.

Sie ließ ihn weinen, ohne sich zu rühren, ein entsetzliches Grauen durchrieselte sie. War es denn so weit?

Nein, nein, es war ja erst der erste Anfang der Krankheit. Man sah es ihr noch kaum an. Sie war nicht abgemagert. Ja, [illegible] war da — aber doch — es war erst der Anfang. — Der Anfang von was? — von entsetzlichen Dingen — und dann — und dann? —

Es war ihr, als schnürte sich ihr die Brust zusammen. „Wann kommt Köppert?" fragte sie. „Ist es noch nicht so weit?"

X.

Ein feuchter, grauer Frühling ist gekommen, und von den triefenden, regentriefenden Bäumen herab, unter grauem Himmel, singt das Amsellied, diese Seelenweise, die Erinnerung und Sehnsucht bringen, die ans Herz rütteln und den kinderhaften Frühlingsträume schaffen. Diese urweltlichen Stimmchen, die uns erfassen und uns in das Neuerwachen mit hineinreißen, auch dann, wenn wir betrübt sind, wenn wir der Weltverjüngung entfliehen möchten, weil nur der Jammer in uns wieder jung wird. Das Frühlingsamsellied unter grauem Himmel von triefenden, regentriefenden Bäumen herab, trifft erbarmungslos alles, was lebt, was Ohren zu hören und ein Herz hat, mitzuempfinden, in den Verjüngungsstrom hinein. Denen aber, die um ihr Leben betrogen sind, thut es weh zum Aufschreien.

Olly hat mit Minna und Emil in den Zimmern die erste Ausfahrt gemacht. Ganz äußerlich erschöpft, ist sie daheim wieder angelangt, liegt auf dem Sofa und sieht mit großen Augen starr vor sich hin.

Emil deckt den Theetisch, stellt einen großen Strauß Himmelschlüssel darauf und [illegible] die erste Ausfahrt [illegible] zu [illegible].

Minna setzt sich auch zum Thee, aber die Feier will nicht in Gang kommen. Olly liegt teilnahmslos, und nur durch ein Lächeln giebt sie zu verstehen, daß man sie Ruhe lassen soll.

Der süße Duft der frischen Himmelsschlüssel dringt kaum merklich durchs Zimmer. Sie empfindet ihn und er thut ihr weh, wie alles und jedes.

Minna macht sich zum Ausgehen fertig. Ehe er geht, streichelt [?] Olly über das Haar. — „Geht's denn besser?"

Wie diese unnötige Fragen ihr an der Seele reißt! — Jetzt ist sie allein. Sie regt sich nicht. In ihr kämpft und bebt es; der große Frühlingsjammer liegt über ihr, der in den Verlorenen, in denen, die das Leben ausgestoßen hat, wühlt und zerrt.

Es schellt. — Emil kommt ins Zimmer geschlichen. „Olly, Köppert ist da. Willst Du ihn sehen?" Sie nickt.

„Darf ich?" fragt Köppert, ehe er eintritt.

Ein heiseres, kaum hörbares „Ja".

Er hat sich ihrem Sofa gegenüber [illegible]. Beide sind still. Ollys Augen ruhen auf ihm. „[illegible]," sagte sie völlig klanglos. Es klingt gleichgültig und ohne Ausdruck.

Köppert kann nicht ruhig bleiben. Er ist schlecht geworden. Seine hagere Gestalt dehnt und dreht sich [illegible]. Diese ausdruckslose Verzweiflung hat es ihm angethan. „Ich habe Ihnen da was mitgebracht," sagte er — „ein Zeichen — etwas, was Sie nicht kennen — Wetten?" — Er zieht ein Papierschächtelchen aus seiner Tasche, hält es vorsichtig in der Hand. In die Pappe sind Löcher gebohrt.

„Lebendig?" fragt Olly. Er nickt.

„Ein Vogel?"

„Beinah. Passen Sie auf, ob Sie's kennen." Vorsichtig öffnet er die Schachtel und nimmt ein in ein Leinwandläppchen gewickeltes graues Wesen heraus.

„Ein Fledermäuschen," flüsterte Olly.

„Freilich. Zusammengelegt wie ein Regenschirm. Sehen Sie sich's nur an." Er hält es auf der flachen Hand und zeigt ihr's hin. „Jeder Esel meint, er kennt so ein Tierchen [illegible], das könnt' jeder sagen. Der kleine, zarte, pulsierende Schatten mit dem wundervollen [illegible], kennen Sie nur — die Edelsteinaugen? Diese Zartheit im Köpfchen und im Schnäuzchen, die winzigen Zähne und die großartigen [illegible]. Nicht? — schaut sie nicht aus wie eine kleine Prinzessin in der Sänfte? Nicht wahr, nein? Das kannten Sie noch nicht?" Er lachte etwas auf.

Er reckte die Flügel ein wenig. Olly berührte es. „Ein Hauch," meinte sie.

„Nun, und wie steht's mit der Kunst?" fragte Köppert. „Ich meine: Wir, wir Neuen, wie soll ich sagen, wir kennen das Fledermäuschen? Zum Beispiel: Sie und ich etwa — wir durchgeglühten Seelen. Wir wollen's, wollen's wenigstens wollen, bis in die tiefsten Geheimnisse, wie es pulsiert. Es sieht aus wie eine Fledermaus, sagen die andern, die eine Fledermaus höchstens aus Bilderbüchern kennen, oder wie ein zusammengeklappter Regenschirm. Abstrakt. Wo sieht's so aus? Niemals. — [illegible] kennt Ihr's denn? — Wer wird eine Fledermaus nicht kennen? sagen sie. Banausen. — Ich aber sage: Die Fledermaus ist ihnen ganz Geheimnis. Gerad' wie der Mensch auch. Sagen Sie selbst, wann steht er einer so niederträchtig [illegible] da, wie die Leute ihn gemalt haben wollen und wie sie ihn gemalt bekommen? Immer geheimnisvoll — Lichter, Schatten, Fleisch, Fett, alles nebeneinander [illegible] — dort wieder wie im Feld gebannt, hier wie im Nebel, jetzt strahlend, jetzt verschwimmend — auf- und niederwogend. Grau. Blendend. In allen Farben. Fahl. Eine wilde Jagd.

„Jetzt schauen wir ganz ruhig und warten's ab, und — halt will — haben's — aber in einem Moment, der so kalt, so erhaben, so übertrumpelt ist, daß die andern ihn überhaupt nie gesehen haben, so wenig, wie sie das Fledermäuschen je sahen, darum sag' ich: Wir erfassen das Fledermäuschen, wir lehren Euch die wunderliche Erde wie neu kennen, an der Ihr vorbeilauft und davon redet, als kenntet Ihr sie.

„Darf ich's zum Fenster hinauslassen?"

Er hatte das Tierchen, während er sprach, immer zart in den hohlen Händen gehalten, damit sie sich das Tierchen beschauen konnte. Er öffnete das Fenster ein wenig. Das Tierchen setzt sich auf der Hand, krabbelte hin und her, ganz vertraulich. „Schlimm hast Du's nicht mit mir gemacht," dachte es vielleicht. Ein zitterndes, piepsendes Tänzeln und fort war es.

„Auch ein Frühlingsbote," sagte er und schloß das Fenster. „Es ist mir ins Atelier geflogen. Uebrigens, weil wir gerad' dabei sind. Es ist fabelhaft, was für Fortschritte Sie gemacht haben, seit wir uns kennen — rein fabelhaft! Ja, wir hat's was Unbegreifliches. Offen gesagt: ich hab's einem Weibe nicht zugetraut. Eine Feuerseele! Sie werden eine große Künstlerin. Sie sind eine. Bei uns ist keine Schmeichelei. Sie dringen richtig tief ein — so was ich sagte — in die Geheimnisse, die andere nicht sehen."

Er hatte nicht auf Olly geblickt, als er sprach, sondern irgend wohin, nach der Decke oder auf den Fußboden, wie das seine Art war, wenn er etwas Gutes zu sagen hatte. Jetzt hob er den Blick und sah ein Gesicht vor sich voller Glückseligkeit. Das arme, kummerbeladene, kranke Gesicht von vorher war mit einem Schlag verändert. Hoffnungslosigkeit, verbissene Qual, verzehrendes geistiges [illegible], alles hatte sich verkrochen, wie die Nacht vor der Sonne.

Das Glück war da, rein und groß. Sie hob die Hände und fühlte die seinigen und sagte wie er vorhin, aber bebend vor Bewegung: „Auch ein Frühlingsbote! Wie soll ich Ihnen danken!"

Köppert wußte wieder nicht, was er sagen sollte, fuhr sich durch das Haar [illegible] die Schultern in die Höhe. „Wer danken? — also — also —."

Er war ganz erschüttert, daß sie in ihrem Elend so ungemein glücklich war. Und er brummte allerlei verbohrtes Zeug vor sich hin, aus dem kein Mensch klug werden konnte. Und es war ihm, als sähe er es, wie eine Riesenfaust über den Berg griff und roh und gleichgültig das herrliche Geschöpf mit der Feuerseele zerquetschte vor seinen Augen. Und so schrecklich muß sie mir zu Grunde gehen!

Er wendete sich ab, reckte und streckte sich, machte die sonderbarsten Grimassen — und atmete tief auf, um die Brust frei zu bekommen.

„Wie, Sie turnen?" sagte Olly lautlos und mütterlich und lächelte ihn immer noch strahlend an. Da machte der unruhige Geist noch einen letzten energischen Schlenker mit dem Arm. „Diese Hühner, die Weiber," sagte er. „Sie wissen ja, wie ich denke? Ewig kleinlich, am Geringfügigsten kleben, engherzig, schlau, berechnend. Ja! — [illegible] wie ein reines Feuer, was einem einmal durch die Seele fährt und alles niederbrennt, alle Lumperei — nie und nimmer." Eine ewige Dummheit."

„Ich weiß schon, ich weiß schon, entfernen Sie sich nicht," wehrte er ab, als Olly sprechen wollte. „Sie — Sie — [illegible]. Einfach guter Kamerad mit einer Heldenseele. Anfangs glaubte ich Dämon." Er lehnte sich wieder in den Stuhl zurück. „Gottlob, nein." Er fuhr sich über den Haarschopf. „Ja," sagte er, „so wundervoll zu einem Weibe stehen, so ganz simpel — Mensch zum Menschen — und mal Künstler. Diese Hühner, sie könnten's haben, wenn sie wollten, weshalb nicht? Aber nein! Mit dem bißchen Weib-sein muß herumgeprahlt werden, als wenn sie ein Königreich an den Mann zu bringen hätten."

Er schaute wieder zur Decke, denn er stand wahrscheinlich im Begriff, etwas Sonderbares zu sagen. „So einen Kameraden zu haben, wie ich jetzt," murmelte er, „ja, das könnt' ein jeder wollen, wär' net übel — das ist für Auserwählte. Verstehen Sie, das ist eine Belohnung, die eben nicht für jeden ist."

Er hatte die Beine übereinander geschlagen, bewegte die Fußspitze hin und her und betrachtete diese sehr aufmerksam.

„Ich hab' einmal die ganze Nacht auf einem Stoppelfeld zugebracht. Wissen Sie — das ist sehr leicht gesagt. Teuflisch! eine Art Lager, um süchtig zu werden. Glauben Sie, daß es möglich ist, die Stacheln [illegible] niederzukriegen? Kein Gedanke, diese vegetabilischen Borsten stehen kerzengerade und bohren und kratzen und stechen — sind einfach unbezwinglich, rauh, roh, [illegible] wie 's Leben — und eine lange Nacht und immer von einer Seite zur andern."

„Als Soldat?" fragte Olly.

„Als ganz gewöhnlicher Mensch," erwiderte er. „Zu [illegible] fünf Uhr morgens, da war's genug. Ich kann etwas vertragen eigentlich. Endlich nervös wie ein Vollblutpferd, einfach wütend. Ich geh' hinunter zum Strand, es war an der See. Ein grauer Morgen — riesig kalt. Ich warf die Kleider ab — und nun hinein — ganz langsam. — Nach den [illegible] Borsten diese Weichheit! Herrgott noch einmal! Dabei war's kalt aber eine Weichheit! — weich wie mit Mutterhänden strich mir's am Körper hin — so wie Mutterhände eigentlich sein sollten!" Er reckte sich wie im Aerger. „— sollten!"

„So ist mir's nach den Borsten, auf denen man sich sein Lebtag zu wälzen hat, wenn wir beide miteinander sind. Eine Weichheit! Da ist nichts, was sticht und reizt. Ich vergesse, daß ich Raubtier bin — keine Reue, keine Wut — ganz einfach Kameradschaft. Worte!" brummte er, „das ist auch nicht das rechte Wort," und er schaute immer noch nach seiner Fußspitze.

Ollys Blick aber hatte aufmerksam und tiefbewegt an ihm gehangen. „Ach, geben Sie mir die Hand," sagte sie.

Und er faßte ihre beiden heißen, durchsichtigen Hände und sah ihr gerade in die Augen.

„Weshalb sagen Sie das zu mir? Um mich glücklich zu machen?"

„Man sagt einander viel zu wenig Gutes," meinte er.

Sie hatte etwas ganz Verklärtes. Ein Friede lag über dem Gesicht, der Köppert seltsam berührte, und sie behielt seine Hand in den ihrigen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie leise. „Ist das eine wunderbare Sache, daß Sie zu uns gekommen sind! Minna sagte den ersten Tag, als Sie kamen: „Dein Messias kommt". Ihre Worte waren mir Offenbarungen — das wissen Sie. — Und nun — nun!" Sie konnte nicht weiter sprechen, sah ihn aber an mit einem Ausdruck, als läge sie vor ihm auf den Knien und küßte ihm die Hände.

Die waren beide sehr still. Emil brachte die Lampe herein. „Es ist so gut," flüsterte sie.

„Jawohl," sagte Köppert, „er hat so etwas wie einen [illegible] — Teufel ist er aber [illegible], wenn er über Dinge spricht, die ihn nichts angehen." Er lachte Emil zu.

„[illegible]," sagte Emil, schlug sich aufs Knie und ging wieder zur Thüre hinaus.

„Morgen kommt der Doktor, um wieder eine Untersuchung zu machen. Gott weiß, was er da findet! Kommen Sie, bitte, nachmittags." Sie sagte das bebend. Köppert mußte sich ganz zu ihr hinneigen, um sie zu verstehen.

Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort: „Es wär' gut, wenn Sie kämen. Minna verliert immer ganz den Kopf. Und Mama! — mein Gott, wenn Mama doch mal käme! Aber sie sind immer alle da — die beste ist noch Tante [illegible] sein, aber die ist so ein kleiner [illegible]. Sie schämt sich alles an — ich weiß nicht wie — so [illegible]. Ich bin grenzenlos allein, wenn sie alle aufgeregt sind. Niemand denkt an mich, jedes an sich. Wie man das fühlt, wenn man so krank ist! Diese Einsamkeit! Emil — Emil ist gut. Also, Sie kommen!"

Als Köppert ging, dankte sie ihm noch einmal mit einem Ausdruck, den er sein Lebtag nicht vergessen sollte.

Sie war wieder allein und lag still und unbeweglich wie vorher, ehe Köppert gekommen war, aber den großen Frühlingsjammer hatte er von ihr genommen und ihr etwas dafür gegeben: Herzensfrieden und das stillste sanfte Sommerglück der Gegenwart. Die Sehnsucht, das Werdenwollen, das Suchen und Ringen und Kämpfen, das die Freude an dem, was schon ist, [illegible], hatte er ihr zurückgedrängt, und sie sah, vielleicht auch nur auf Augenblicke, daß schon etwas geworden war, von den Dingen, die sie so heiß ersehnte.

Gabelmeier kam zurück. „Nun, wie geht's, Fräulein?" fragte er.

Da schlang sie den Arm um seinen Hals und sagte zärtlich und heiter: „Mann, hörst Du, Köppert ist mein Kamerad. Er hat's mir eben gesagt."

„Na, Köppert ist ein riesig guter Mensch," erwiderte Minna.

* *

Was war alles geschehen und durchgekämpft, als Köppert am andern Tage kam!

Er versuchte zu klingeln. Die Klingel gab keinen Laut von sich. Sie hatte ihn gebeten, zu kommen und er war gekommen und ging nicht wieder. Sollte sie umsonst warten?

Er klopft. Niemand hört. Er zögert, klopft wieder — da — in der Küche wurde geklappt und gewirtschaftet. Er klopft von neuem. Jetzt kommt jemand. Die Köchin öffnet und schaut ihn verblüfft an.

„Was soll das?" fragt er.

„I mein' schon, Herr Köppert, daß Sie heut' net herein können. Die Nacht ist's so viel schlimm gegangen. Der Doktor hat sie schneiden müssen — ja. Weiß net, was das noch werden mag. An silbernes Röhrel hat er ihr in Hals gesteckt. Reden kann s' nimmer. Der Emil sagt: „Dauern thut s' nimmer lang". Aber i mein' schon, a Freud' wird s' [illegible] viel [illegible]."

Köppert stand regungslos.

„I mein' schon," fing die Köchin wieder an und sah auf den hageren, starren Menschen.

„Gehen Sie, sagen Sie, daß ich da bin."

Er dachte an ihre rührenden, hilfesuchenden Worte.

„Ja, aber," meinte die Köchin, „drinnen sind s' ganz auseinand."

„Gehen Sie."

Als er in das ihm so bekannte Zimmer trat, in dem sein Kamerad ihn seit Monaten ehrlich beglückt empfangen hatte, war es ihm zu Mute, als öffnete er die Thür zu einem Garten, den er am Abend unberührt und voller Blüten und Kräuter verlassen hatte — und am Morgen ist alles zertreten und zerstampft, als hätten Dämonen darin gehaust.

Gleich trat er ein: die hagere Gestalt wie zugespitzt von innerer Erregung, die sehnigen Hände ineinandergekrampft, die Augen spähend. Zerstörung, wohin er sieht. Die Anmut des Raumes fortgewischt. Jeder Stuhl, der im Weg steht, zeugt von verzweifelten, vom Unglück gepackten Menschen. Eine riesige Unordnung im Zimmer — Sachen, Sachen und wieder Sachen, hirnlos hingeworfene Sachen.

Gabelmeier steht am Fenster, starrt auf die Straße hinaus, dreht sich nicht um, als er die Thür gehen hört. Ollys Mutter sitzt auf dem Sofa. Sie sieht verzaust aus, so unmütterlich wie möglich, keine Trostbringerin, eine Trostbettlerin: neben ihr Erna zusammengekauert.

Wie sehen diese Leute da!

Auf dem Sofa, auf dem liegend [illegible] die Nacht [illegible]

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19011119/10
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft
DFG